



1. Mai 1922

## LUDWIG QUESSEL · EIN BLICK AUF GENUA

**F**S scheint, als ob die Befürchtung derjenigen Deutschen, die im Geist Jaurès' eine deutsch-französische Verständigung als die *conditio sine qua non* des europäischen Friedens ansehen: daß Genua zu einer englischen Generalmobilmachung der europäischen Völker gegen Frankreich werden könnte, sich erfüllt hätte. Die Genueser Abrüstungs- und Rapallovertragskrise läßt keinen Zweifel daran, daß der russische Bolschewismus und Deutschland die ihnen von England zugeordneten Rollen in vortrefflichster Weise spielen: freilich mit dem nicht unwichtigen Unterschied, daß Tschitscherin sich seine Kunst von England gut bezahlen läßt, während die deutsche Delegation diese Arbeit ahnungslos ohne Entgelt verrichtet. Die Folge ist, daß die Deutschen schließlich mit leeren Händen vom Konferenztisch werden aufstehen müssen; während der russische Bolschewismus mit Befriedigung für sich feststellen kann, daß es ihm wieder einmal mit englischer Hilfe gelungen ist den Bestand seiner Herrschaft gegen das russische Volk um eine Weile zu verlängern.

In der Abrüstungskrise ist zunächst zu beachten, daß Lloyd George die diplomatische Zusage an Frankreich die Abrüstungsfrage in Genua nicht anschneiden zu lassen in seiner großen Programmrede vor dem Parlament am 3. April kaum erwähnte. So konnte er, von jeder Verpflichtung gegenüber dem Unterhaus frei, schon in der Eröffnungssitzung der Genueser Konferenz Tschitscherin zu einem Vorstoß vorschicken, um den in Washington gescheiterten Plan Frankreich zu entwaffnen von hinten herum auf die Tagesordnung der Konferenz von Genua zu setzen. Barthous entschiedenes Auftreten verhinderte freilich, daß die Entwaffnungsfrage zur Sprache gelangte, so daß für England nur der magere Erfolg übrig blieb sich moralisch über Frankreich als den europäischen Friedensstörer unter dem Beifall seiner Hilfsvölker entrüsten zu können. Größer war allerdings der Erfolg, den der Bolschewismus bei dem Abrüstungsvorstoß einheimste. Er liefert Lenin und Trotzki ein vortreffliches Argument für die Aufrechterhaltung der Roten Armee, die einerseits als Unterdrückungswerkzeug für die Bolschewisten unentbehrlich ist, andererseits aber auch den englischen Interessen insoweit entspricht, als die Bolschewistenherrschaft die Zerstückelung des Russischen Reichs sichert und so auch die Rückendeckung für die Einigung Europas zerstört. Der russische Bolschewismus wiederum braucht England, um seine Existenz durch angelsächsische Darlehen zu fristen. Beide arbeiten für einander. Von Ruß-

land will man eine Reihe unzusammenhängender Teile abspalten, die auf dem Weg der "Konzessionen" durch England und seine Hilfsvölker kolonial ausgebeutet werden sollen, während das übrige, rohstoffarme Rußland seinem Schicksal überlassen wird.

Man kann heute auf Grund der Genueser Vorgänge die Richtlinien des englisch-bolschewistischen Einvernehmens klar erkennen. England erhält "Konzessionen", weil das bolschewistische Regime tatsächlich unfähig ist Rohstoffe für den Export zu gewinnen. Es fehlt ihm dazu alles: Maschinen, Ingenieure und qualifizierte Arbeiter. Einen Vorteil für sich glaubt der Bolschewismus dadurch aus diesen Konzessionen zu erzielen, daß er von ihnen 15 % des Naturalertrags als Abgabe erhebt. In dieser Weise hofft er sich die Mittel zur Erhaltung des großen parasitären Organismus der bolschewistischen Funktionäre und der Roten Armee zu beschaffen. Daß das vom Bolschewismus desorganisierte russische Dorf in absehbarer Zeit auch nur einen Teil seiner frühern Exportkraft wiedererlangen könnte, wagen die Bolschewisten nicht einmal zu hoffen. Exportiert wird aus dem bolschewistischen Rußland nur werden, was mit ausländischen Maschinen, Ingenieuren und Arbeitern in den konzessionierten Rayons gewonnen werden kann. So wird durch die englisch-bolschewistische Kooperation das Russische Reich anhaltendem Siechtum überliefert werden, woran der Umstand nichts ändert, daß das britische Eintreten für den Bolschewismus dessen politisches Prestige in Europa steigert und dadurch auch im Innern Rußlands die Hoffnung des ausgehungerten Volkes auf bessere Zeiten neu entfacht. Weil das russisch-englische Einvernehmen, das in Genua grell zutage trat, darauf hinausläuft Rußland in weltpolitischer Ohnmacht und ökonomischer Verarmung zu erhalten, ist es unvereinbar mit den Interessen Gesamteuropas, das nur gesunden kann, wenn der Osten seine frühere Wirtschaftskraft wiedererlangt, wenn die zuerst durch den Frieden von Brest Litowsk, dann durch das bolschewistische Gewalt- und Hungerregime und schließlich durch die direkte englische Wirksamkeit in den russischen Randstaaten von einander getrennten Teile des Russischen Reichs sich wieder zu einem Ganzen, zu einer freien Föderativrepublik zusammenschließen, die Herrin ihrer eigenen Rohstoffquellen ist und die Möglichkeit hat sie völlig nach eigenem Ermessen, ungehindert durch Dritte, zu ihrem eigenen Besten auszunutzen, damit aber auch gleichzeitig Gesamteuropa zu versorgen und so dem Festland zu größerer wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu verhelfen.

Wenn Frankreich in Genua der englisch-bolschewistischen Zusammenarbeit entgegenwirkte, so geschah dies nicht bloß in Vertretung seiner eigenen Interessen, sondern es handelte gleichzeitig auch als Sachwalter eines spätern, nichtbolschewistischen Rußlands und des zu schaffenden Kontinentaleuropas. Da England weder ein neues starkes Rußland noch ein einiges Europa ertragen kann, so mußte es in Genua seinen ganzen Heerbann gegen eine kontinentale Einigung aufbieten. Man merkte, wie es bemüht war unter Ausnutzung der Gegensätze zwischen Italien und Jugoslawien Rom auf seine Seite zu ziehen und gegen Frankreich zu mobilisieren. Daß Deutschland England in Genua zur Verfügung stehen würde, und zwar im Gegensatz zu Italien und Rußland unentgeltlich, war leider angesichts der im deutschen Auswärtigen Amt vorherrschenden anglophilen Tendenzen ziemlich bestimmt zu erwarten. Wüßten wir es nicht aus dem Mund des deutschen Außenministers selbst, daß der deutsch-russische Vertrag in Berlin unter dem Patronat Lord d'Abernons,

des britischen Botschafters, vorbereitet worden ist, so hätte sein Ausspielen gegen Frankreich jeden Zweifel daran behoben, daß Deutschland wieder einmal seine Zukunft zu sichern glaubt, indem es in der denkbar naivsten Weise nicht deutsche sondern britische Interessen vertritt.

Eine objektive Betrachtung des Vertrags von Rapallo läßt keinen Zweifel daran, daß dieser, ökonomisch betrachtet, Deutschland auch nicht entfernt einen Nutzen bringt. Deutschland erhält darin allerdings das Zugeständnis, daß Rußland von dem Artikel 116 des Versailler Vertrags keinen Gebrauch machen wird. Dieser Artikel gilt aber nur für eine russische Regierung, die von den Alliierten anerkannt worden ist. Da eine bolschewistische Regierung aber schwerlich die Anerkennung Frankreichs finden wird, ist Tschitscherins Verzicht auf diese Vertragsbestimmung für Deutschland nicht viel mehr als ein Schaugericht. Eine Erleichterung unserer Reparationslast wäre auch dann nicht erreicht, wenn die bolschewistische Regierung die Anerkennung der früheren Alliierten Rußlands fände. Mit Recht hat die sozialdemokratische Presse hervorgehoben, daß der Reparationskuchen, den Deutschland den Ententemächten jährlich zu liefern hat, dadurch für uns weder größer noch kleiner wird, daß sich neben Frankreich, Belgien, England, Italien und Jugoslawien auch noch Rußland zu Tische setzt. Der Reichskanzler Wirth irrte, als er in seiner Rede über die »Idee von Genua« davon sprach, daß durch den Vertrag von Rapallo »wir den Ring der Schuldknechtschaft, der uns bedrohte, durchbrochen haben«. Durch eine Unwirksammachung jenes Artikels 116 werden die Nöte der gegenwärtigen Epoche, die das deutsche Volk durchleben muß, wird der Druck der nächsten, schwierigsten Jahre auch nicht um das geringste gemindert. Die Bolschewisten haben auf Rechte "verzichtet", die für ein nichtbolschewistisches Rußland reserviert sind, die ihnen noch gar nicht zustanden, und deren Erlangung für sie in weiter Ferne lag. Dagegen ist zu befürchten, daß Deutschlands Preisgabe des Rechts das deutsche Eigentum für seine Eigentümer zurückzufordern oder dafür entschädigt zu werden einen positiven deutschen Verlust darstellt. Der deutsche Steuerzahler wird die Entschädigungen, die dem bolschewistischen Rußland erlassen sind, für die durch die sogenannte Sozialisierung (daß die bolschewistische Expropriation, die ja nicht der Gemeinschaft diente sondern nur eine Gruppe Parasiten bereicherte und die Produktion vernichtete, auf diesen Ehrennamen keinen Anspruch erheben kann, braucht hier nicht noch eigens gesagt zu werden) Beraubten aufbringen müssen. Steht es somit fest, daß der Vertrag von Rapallo für Deutschland weder einen Gegenwarts- noch einen erkennbaren Zukunftswert besitzt, so ist er andererseits in der Hand der Bolschewisten eine starke Waffe gegen die Forderungen Frankreichs, die von der französischen Presse auf 50 Milliarden Francs berechnet werden. Die Frage ist aber wohl erlaubt, ob es wirklich im deutschen Interesse liegt den Bolschewisten Waffen gegen Frankreich in die Hand zu drücken. Uns will scheinen, daß dieser Nationalbolschewismus Deutschland kaum zum Segen gereichen wird. Die Zukunft wird zeigen, daß der Vertrag von Rapallo wohl den Interessen der Bolschewisten und Englands dienstbar gemacht werden kann, für Deutschland aber keine Verbesserung seiner europäischen Lage herbeiführen wird.

Die Bedeutung des Vertrags von Rapallo für Deutschland liegt aber weit mehr auf *politischem* als auf ökonomischem Gebiet. Die Art seiner Vorbereitung und Veröffentlichung hat in Frankreich die Überzeugung hervor-

gerufen, daß er nur der Mantel für eine geheime deutsch-russische Militärkonvention ist, die unter englischem Patronat in Berlin abgeschlossen wurde. In der Tat ist es nicht nur für einen Franzosen sondern auch für einen Deutschen erstaunlich, daß Rathenau Lord d'Abernon 4mal von seinen Verhandlungen mit den Bolschewisten Mitteilung machte, der französischen Botschaft aber noch nicht ein einziges Mal. Da einstweilen England noch nicht der Alliierte Deutschlands ist, kann dieses Vorgehen unmöglich dem diplomatischen Brauch entsprechen. Man sollte sich daher auch in Deutschland weniger wundern, daß das Organ des französischen Auswärtigen Amts daraus die Vermutung herleitete, daß »politische und selbst militärische Vereinbarungen in Vorbereitung« zwischen Deutschland und Rußland seien, und seine Meinung dahin zusammenfaßte, daß »das abgeschlossene Abkommen in Wirklichkeit eine Vorbereitung auf einen neuen Krieg« sei. Sozialdemokratische Blätter haben die französische Aufregung damit verspottet, daß sie Deutschland und Rußland als »zwei Kriegskrüppel« bezeichneten, die niemandem Furcht einflößen könnten. Das trifft für die Gegenwart ohne Zweifel zu. Immerhin darf man, will man sich den psychischen Vorgang in der französischen Öffentlichkeit klarmachen, nicht vergessen, daß das heutige Frankreich es mit erlebt hat, wie Rußland nach dem unglücklichen Krieg mit Japan in noch nicht einem Jahrzehnt sich aus einem Zustand fast völliger Wehrlosigkeit zu einem mächtigen Militärstaat erhob. Wenn auch eine Wiederholung dieses Vorgangs unter bolschewistischer Herrschaft, die nicht imstande ist ihrer Roten Armee auch nur die geringste Kampfkraft zu geben (siehe Warschau), sehr wenig wahrscheinlich ist, so muß man bedenken, daß ein gewissenhafter Staatsmann auch eine noch so entfernte Möglichkeit ins Auge fassen und damit rechnen wird, daß ein an sich schwaches Instrument durch eine dritte Macht, hier also England, zu einem starken gemacht werden könnte. Man sollte daher in Deutschland die wilden Gerüchte, die nach dem Bekanntwerden der Rathenauschen Enthüllung über die britische Patronage bei der Vorbereitung des deutsch-russischen Vertrags überall in Frankreich auftauchten, nach dem Grund ihrer Entstehung zu begreifen suchen und sie als ernste Zeichen der Zeit nehmen, die auf Fehler der deutschen Diplomatie hinweisen. Man hätte sich schließlich sagen sollen, daß, da derartige, an sich geringwertige Verträge nach alter Erfahrung gewöhnlich Geheimabkommen militärischen Charakters zur Grundlage haben, man auch diesmal ein solches dahinter suchen würde. Es war um so unvorsichtiger einem solchen unberechtigten Verdacht Nahrung zu geben, als man damit rechnen mußte, daß er noch von dritter Seite ausgenutzt werden würde. Es ist zu beachten, daß gewisse englische Blätter gar den Wortlaut einer »russisch-deutschen Militärkonvention« veröffentlichten: offenbar wider besseres Wissen, zu dem Zweck den Abgrund zwischen Frankreich und Deutschland zu erweitern. Für uns versteht und verstand es sich ganz von selbst, daß an allen jenen Nachrichten von Geheimverträgen, Truppenzusammenziehungen usw. nichts Wahres sein konnte. Wir kennen den bestimmten und aufrichtigen Friedenswillen der deutschen Regierung, wir wissen, daß militärische Abkommen mit ihr völlig ausgeschlossen sind, und die feierliche Erklärung Wirths am 25. April, daß der Vertrag von Rapallo »vollständig veröffentlicht worden« sei und »keinerlei geheime Bestimmungen politischen und militärischen Charakters« enthalte, hat sicherlich alle beruhigt. Aber gerade weil der deutschen Leitung Kriegspläne vollständig fernliegen, sollte sie jegliches Vorgehen vermeiden, das so

unsinnige Vermutungen aufkommen läßt. So ernst die Volks- und Börsenpanik in Paris vom 19. und 20. April von Deutschland genommen werden sollte, so wenig Beachtung verdiente andererseits der Theaterdonner der britischen Presse gegen die deutsch-russische »Bombe«. Er verstummte auch sehr schnell, da sich bald zeigte, daß diese Bombe in Wirklichkeit, wenn auch nicht der Absicht nach, nur im englischen Interesse gelegt worden war und auch mit englischem Einverständnis zur Explosion gelangte. Daran ändert die Tatsache nichts, daß Lloyd George von ihr »überrascht« wurde: Britische Premiers sind immer, und zwar ganz ehrlich, unorientiert, wo eine Orientierung für sie nicht von Nutzen wäre. Dafür sorgt schon mit ausreichendem Geschick das Foreign Office. Was ein englischer Premier anstandshalber nicht wissen darf, erfährt er auch nicht. Um so echter ist dann seine Entrüstung, um so großartiger wirkt dann die Geste der Beilegung des Konflikts. Es kann daher auch keinem Zweifel unterliegen, daß Lloyd George von der 4maligen Unter- richtung seines Botschafters in Berlin über die Vorbereitung eines deutsch-russischen Vertrags nicht ein Sterbenswörtlein wußte. So bekam die deutsche Diplomatie für ihre Bereitschaft auf die englischen Anregungen einzugehen in Genua die nötige englische Quittung des Angefahrenwerdens, was sie, obgleich sie solchen Vorgang gewohnt sein sollte, so außer Fassung brachte. daß Dinge, die geheim bleiben sollten, in alle Welt hinausgesagt wurden.

Es wäre eine große Illusion, wollte Deutschland glauben, daß es die starke Stellung Frankreichs auf dem Kontinent durch Verträge wie den von Rapallo ernstlich erschüttern könnte. England kann Frankreich politisch zurzeit nicht viel anhaben. Von den Alliierten Frankreichs stehen, wie sich in Genua auf den Geheimkonferenzen am 22. und 23. April von neuem gezeigt hat, Japan, Belgien, Tschechien, Rumänien, Jugoslawien und Polen fest zu ihm. Das Interesse der Staaten der Kleinen Entente (deren Bedeutung in Zentraleuropa aber wahrlich nicht klein ist) ist nach Frankreich gerichtet. Mag Italien auch heute für seine Adriapolitik mehr Unterstützung bei England als bei Frankreich finden, es wird später immer noch die Gelegenheit finden sich umzuorientieren: wie vom Dreibund zur Entente, so von England nach Frankreich. Auch in Genua hat sich jedem, der den Blick von den Verdunkelungsmanövern der interessierten Presse hinweg auf die wirklichen Geschehnisse richtete, die Stellung Frankreichs als stark erwiesen. So ist in der Konferenz der Großen und Kleinen Entente der *französische* Entwurf zu der Note der Signatarmächte vom 23. April 1922 angenommen worden; was in Verbindung mit dem Exodus der Franzosen aus der sogenannten kleinsten Russenkommission den Zorn Lloyd Georges derartig entfachte, daß er, nach der Mitteilung des englischen Pressechefs, Barthou gegenüber erklärte, »die englische Demokratie könnte nicht fortfahren mit den alten Alliierten zusammenzuarbeiten und würde ihre Handlungsfreiheit zurücknehmen«: eine Drohung, die nach dem ganzen Vorgehen Englands allerdings einen besondern Eindruck auf Frankreich nicht mehr machen konnte. Die Isolierung und Einkreisung Frankreichs, die England durch die Konferenz von Genua konsequent anstrebte, ist auf dem Festland noch keineswegs gelungen. War, auch nur angesichts der zurzeit bestehenden Kräfteverteilung (von weiterliegenden Gesichtspunkten, die über den Tag hinaussehen lassen, ganz zu schweigen), Deutschlands Stellung in Genua die richtige? Die Verewigung der russischen Ohnmacht durch die Aufrechterhaltung der bolschewistischen Herrschaft war der Zweck, den England durch die Einladung der Bolsche-

wisten nach Genua verfolgte. Mit Recht hat daher Lloyd George an Freunde geschrieben, er werde »völlig befriedigt sein, wenn die Konferenz von Genua nichts weiter als die Anerkennung Rußlands [das heißt der bolschewistischen Regierung] ergibt«. Dadurch, daß Deutschland den Schrittmacher der englisch-bolschewistischen Kooperation macht, kann seine Lage um nichts gebessert werden. Erheblich verschlechtert wird aber dadurch unser Verhältnis zu Frankreich. Kein anderes Volk konnte sich durch den Anschluß an die englische Mobilmachung gegen Frankreich so schädigen wie das deutsche.

So schwer er unsere Zukunft jetzt auch getroffen hat, so ist eine Umkehr immer noch möglich. Sie ist heute dringender geboten denn je. Im politischen Leben ist es nie zu spät den richtigen Weg einzuschlagen. Man erkenne endlich, daß England uns, wie die Dinge liegen, in keiner Weise helfen kann. Was unsere Verpflichtung zur Wiedergutmachung anlangt, so ist zwar die britische Staatskunst, die für das eigene Land durch Vorwegnahme wichtigster Güter (Kolonien, Schiffe) bereits alles erlangt hat, was es wollte, nun geneigt Deutschland gegenüber auf Kosten Frankreichs Großmut zu üben, kann uns aber nicht mehr geben als schöne Worte. Zur Erleichterung unserer Reparationslast führt nur *ein* Weg: Wir müssen uns mit konkreten Vorschlägen an Frankreich wenden, das solche lange erwartet. Dann, und nur dann, kann die Reparationsleistung so gestaltet werden, daß sie, statt unsere Kräfte aufzuzehren, auf höhere Produktivität hinwirkt, daß aus dem Verhältnis von Schuldner und Gläubiger eine Zusammenarbeit gleichlaufender Interessen wird. In Frankreich weiß man, daß nur die hier seit je empfohlene direkte Verständigung beiden Völkern helfen kann: nur die »Aussprache unter 4 Augen«, wie sie der Senator de Monzie (von dem jetzt berichtet wurde, daß er französischer Botschafter in Berlin werden würde) vor einer Woche im Eclair verlangt hat. Hier liegt die Aufgabe einer *wirklich* aktiven deutschen Außenpolitik. Von England kann uns, gleichviel wie die Gesinnung seiner leitenden Männer und Parteien sei, jetzt kein Beistand kommen. Seine eigene Lage bewirkt es, daß es die Entfaltung unserer Wirtschaft zu verhindern sucht; das soll durch die Steigerung der deutschen Produktionskosten (man denke an die auf englisches Geheiß vorgenommene Erhöhung der deutschen Verkehrstarife, an das englische Verlangen nach produktionshemmenden neuen Steuern usw.) erreicht werden. Demgegenüber ist Frankreich unbedingt daran gelegen, daß Deutschland seine volle Schaffenskraft wiedererlangt. Es ist also eine in jedem Betracht "falsche Rechnung", wenn wir auf die englische Karte gegen Frankreich setzen. Auch rein politisch können wir dabei nur schlecht fahren. Von der britischen diplomatischen Mobilmachung bis zum Krieg gegen Frankreich ist noch ein weiter Weg. Mobilmachung ist noch nicht Krieg, und Krieg ist noch nicht Sieg. Es hat auch, rein tagespolitisch angesehen, keinen Sinn sich in eine immer größere Wut gegen Frankreich hineinhetzen zu lassen. Und die deutschen Sozialisten sollten sich heute, am Weltfriedensfeiertag des 1. Mai, vor allem der Pflicht bewußt werden in Erinnerung an Jaurès, allen Gewalten zum Trotz, für die Versöhnung der beiden Völker zu arbeiten. Europa muß jetzt versuchen unter die Vergangenheit einen Strich zu machen, und wir insbesondere müssen unbefangenen Blicks die Entwicklung betrachten, wie sie sich tatsächlich vollzieht. Dann wird uns eines nicht lange zweifelhaft sein: Das solidarische Interesse des europäischen Festlands wird seine Völker fest zusammenschweißen. Diese notwendige Vereinigung, die kommen muß, weil die europäischen Pro

duktivkräfte sich einen andern Weg nicht bahnen können, wird auch der angelsächsische »Despot des Weltmarkts« auf die Dauer nicht verhindern. Deutschland mit seiner gewaltigen Volkskraft, mit seinem Arbeitsvermögen und seinem Arbeitssinn, ist berufen im Verein mit Frankreich das Zentrum dieses großen Produktionsorganismus zu bilden, seine Bahnen mit belebendem Blut zu füllen. Je früher und je freiwilliger es dieser seiner Aufgabe zu genügen beginnt, um so größer ist sein Anteil an der Gestaltung Europas.

## MAX SCHIPPEL · DAS LANDWIRTSCHAFTLICHE ERNEUERUNGSPROGRAMM

**U**NSERE großstädtische Händler- und Nichtsalskonsumentenpresse hat sich so lange in wüstem Schelten gegen alles Agrarierum gefallen, daß sie noch immer mit einer Art tödlicher Verlegenheit um das landwirtschaftliche Erneuerungsprogramm der großen agrarischen Spitzenorganisationen herumgeht. In der Tat, die Wahrnehmung ist in höchstem Grade peinlich: Die selben Landwirte, die man unaufhörlich als die Verkörperung aller Rückständigkeit und Interessenbeschränktheit verschrie, verfechten von allen großen Produzentenvertretungen zuerst eine *planmäßige umfassende Produktionssteigerung*, die, von der Grundlage freier Selbstverwaltung ausgehend, zugleich eine einschneidende Berufsdisziplin und Unterordnung des einzelnen erheischen würde. Es ist noch ein wahres Glück, daß die entworfene Agrarreform mehrfach staatsfinanzielle Beihilfe und steuerliche Entlastung für die schaffende Landwirtschaft vorsieht; denn das genügt, um von einer ernsten Würdigung des ganzen Werks abzusehen und statt dessen das alte Sprüchlein von der nimmersatten agrarischen Begehrlichkeit aufzusagen.

Die Arbeiterklasse hat auf diesem Gebiet noch immer recht wenig eine eigene Meinung. Ihre Beurteilung des landwirtschaftlichen Produzententums war seit jeher meist eine vergrößerte Ausgabe alles bürgerlichen Verbrauchermißmuts: in der Ausdrucksweise um so kräftiger, in der selbstständigen Stellungnahme um so dürtiger. Nach einigem unentschlossenen Schwanken kehrt sich deshalb die Arbeiterpresse gleichfalls gegen die bequemere angreifbaren, an sich recht nebensächlichen Einzelheiten. Aber die hergebrachte, ganz äußerliche und rein agitatorische Bemängelung ist im vorliegenden Fall wesentlich erschwert, denn der *lohnarbeitende Teil* der landwirtschaftlichen Produzenten, seit dem Zusammenbruch der alten Ära in seiner gewerkschaftlichen Organisation wider alles Erwarten gewachsen und gestärkt, steht den agrarischen Wiederaufbauforderungen *keineswegs feindselig* gegenüber. Im Gegenteil, in einer paritätisch vereinbarten Erklärung der Landwirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft spricht Georg Schmidt als verantwortlicher Führer der deutschen Landarbeitergewerkschaften von dem »gewaltigen Hilfswerk zur Rettung der deutschen Volkswirtschaft«, von der wünschenswerten »Einheitsfront der Landarbeit, . . . aller in der Landwirtschaft erwerbstätigen Unternehmer und Arbeitnehmer«:

Gleich dem Reichsausschuß [der deutschen Landwirtschaft, dem Gegen- und Ergänzungsstück zum Reichsausschuß der deutschen Industrie, der Vollendung des »berühmten« Zentralverbands deutscher Industrieller] stellt die Reichsarbeitsgemeinschaft ihre Organisation zur Verfügung und erwartet, daß die Reichsregierung sie . . . wirksam unterstützt und in baldige Beratung über die beschleunigt zu ergreifenden Maßnahmen mit ihr eintritt.«

**B**EDEUTUNGSVOLL sind vor allem zwei Grundzüge der neu eingeleiteten Agrarreform: die bewußte Hervorkehrung des alles beherrschenden Gedankens der *Produktionssteigerung* und die geplante Benutzung der *Berufsgemeinschaft* zur Herausbildung von *Organisationen*, denen große wirtschaftliche Selbstverwaltungsaufgaben (auf den Gebieten der technischen und kaufmännischen Aufklärung und Anregung, der Krediterschließung, der Bezugs- und Absatzverbesserung, der Genossenschaftsbetätigung jeder Art, und sogar der Bodenverteilung wie im Fall der Zusammenlegung) unmittelbar obliegen, denen jedoch weiter ein aufsichtführendes und anordnendes Recht zur fortschrittfördernden Einwirkung auf alle Berufsangehörigen zustehen soll. Beide Grundgedanken sind von durchaus modernem Zuschnitt und entsprechen in der Gegenwart einem tiefem gemeinwirtschaftlichen Bedürfnis als es jemals in der Vergangenheit wirksam war. Reaktionär ist hier nur die traditionelle großstädtische Verständnislosigkeit und Überhebung, die ihnen mit Vorurteilen und Verdächtigungen den Weg zu verlegen sucht.

Was zunächst die landwirtschaftliche *Produktionssteigerung* Deutschlands anlangt, so wird man natürlich die vorhandenen und zukünftigen Möglichkeiten von verschiedenen Seiten sehr verschieden einschätzen; mehr als einleuchtende Wahrscheinlichkeiten kann hier selbst die beste Befürwortung nicht darbieten. Ihren ungeheuren Wert an sich, ihre für Deutschlands kritischste Zeit schicksalsbestimmende Kraft kann jedoch niemand bestreiten.

Im Jahr 1921 überstieg nach den vorläufigen Feststellungen, ohne Berücksichtigung der Reparationslasten, die Einfuhr Deutschlands die Ausfuhr um reichlich 2 Milliarden Mark. Die deutschen Anlagen und Guthaben im Ausland zum Ausgleich dieses Defizits sind während und infolge des Krieges kläglich zusammengeschmolzen. Die Aussichten der industriellen Ausfuhr scheinen, nach dem Aufhören des zu Ende gehenden künstlichen Anreizes der zunehmenden Valutaentwertung und nach den gehässigen Bestimmungen des Londoner Ultimatums, überaus trübe. Aber die Nahrungsmittelfuhr der Jahre 1920 und 1921 hat uns jedesmal mindestens 2 bis 2½ Milliarden Goldmark gekostet, kommt also dem Passivsaldo unserer Handelsbilanz ungefähr gleich. Ist diesem entkräftenden Abfluß von Werten nicht Einhalt zu gebieten, indem man die deutsche Landwirtschaft zur annähernden oder vollen Eigendeckung des deutschen Ernährungsbedarfs emporhebt? Müßten sich daraus nicht ganz durchschlagende Folgen für unsere Valuta-gesundung ergeben, die in höchstem Maß von unseren Zahlungsverpflichtungen nach dem Ausland abhängt, und weiter für unsern industriellen Absatz, für den eine sich ausdehnende einheimische Kaufkraft, in diesem Fall seitens der erweiterten und innerlich gekräftigten Landwirtschaft, selbstverständlich eine viel größere Sicherung darstellt als der stets politisch und wirtschaftlich nicht ungefährdete Abfluß nach dem Ausland?

Diese erstrebte landwirtschaftliche Hebung wäre, energischer und mit anderen Mitteln in Angriff genommen, nur die Fortsetzung des bis zum Krieg Erreichten. Denn zwischen 1879 und 1913 gelang es uns, unter Überholung wohl aller übrigen Kulturländer, unsern Hektarertrag zu steigern: beim Roggen von 9,4 auf 19,1 Doppelzentner (also um 103 %), beim Weizen von 12,6 auf 23,6 Doppelzentner (um 87 %), bei der Gerste von 12,7 auf 22,2 Doppelzentner (um 74 %), beim Hafer von 11,4 auf 21,9 Doppelzentner



(um 92 %), bei den Kartoffeln von 69,0 auf 158,6 Doppelzentner (also sogar um 129 %). Der Viehstapel vermehrte sich, meist wohl unter beträchtlicher Verbesserung des Durchschnittsgewichts und der Qualität, bei Pferden von 3,352 auf 4,523 Millionen Stück, beim Rindvieh von 15,777 auf 20,944 Millionen Stück, bei den Schweinen sogar von 7,124 auf 25,591 Millionen Stück. Trotzdem kann der Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft auf die klaffenden Lücken in unserer vorkriegszeitlichen produktiven Ausrüstung hinweisen. Unsern kulturfähigen Moor- und Mineralboden hatten wir noch wenig nutzbar gemacht. Den Ertrag an Wiesenheu, der auf den hier noch zu erschließenden Flächen zu gewinnen wäre, berechnet man auf rund 163 Millionen Doppelzentner, also auf nochmals fast zwei Drittel der durchschnittlichen Vorkriegsernten. Die Zuführung von künstlichem Dünger war eigentlich noch immer in den bescheidensten Anfängen stecken geblieben.

»Da die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche 1913 34,7 Millionen Hektar betrug, so entfiel 1913 auf 1 Hektar der landwirtschaftlich genutzten Fläche nur 5,6 Kilogramm Stickstoff. Setzt man den Stickstoffbedarf für eine ausreichende Produktion mit etwa 40 Kilogramm je Hektar ein, so konnten nur 14% der gesamten Kulturfläche voll gedüngt werden. Bezieht man die im Jahre 1913 verwendete Stickstoffmenge auf die damalige Anbaufläche von Getreide, Kartoffeln, Zucker- und Futterrüben, so wären bei einer Düngung von 40 Kilogramm Stickstoff je Hektar nur 4,8 Millionen Hektar oder rund 24% der Anbaufläche dieser Früchte mit Stickstoff voll gedüngt worden. Auf Grund eingehender Berechnungen, deren Wiedergabe zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß die Einfuhr der Friedenszeit erspart werden kann, wenn in der deutschen Landwirtschaft jährlich die Menge von 500 000 Tonnen Stickstoff verwendet wird. Hierbei ist angenommen, daß im allgemeinen mit 155 Kilogramm Stickstoff 4 Tonnen Körner beziehungsweise Körnerwert erzeugt werden können . . . Da von der gesamten landwirtschaftlichen Kulturfläche nach der letzten hierüber vorliegenden Statistik 65% von den Betrieben von 5 bis 100 Hektar bewirtschaftet werden, wird es in der Hauptsache darauf ankommen die Stickstoffdüngung zu selbstverständlichen Pflicht auch in den bäuerlichen Betrieben zu gestalten.<sup>1</sup>

Nicht viel anders stand es mit der allgemeineren Verwendung systematisch angebauten und vervollkommenen Saatguts, mit der Wahl der Fruchtfolge mit den verschiedensten Maschinen und sonstigen Betriebs- und Hilfsmitteln, mit der Behandlung des natürlichen Düngers (Düngerstätten, Jauchengruben), mit der Unkraut- und Schädlingsbekämpfung, mit der Futtermittelkonservierung, mit großen und kleinen Meliorationen aller Art.

Um die große Masse der Landwirte für die vorschwebende Produktionssteigerung geistig zu gewinnen, müßte das niedere und höhere fachliche Schul- und Bildungswesen, die Vereins- und Ausstellungstätigkeit auf noch viel höhere Stufen der Wirksamkeit gebracht werden.



HERAUS lehrreich sind nun die agrarischen Vorschläge zur *Durchorganisation* der gesamten Landwirtschaft, denn ohne eine solche Durchorganisation wird die Verwirklichung des Hilfswerks überhaupt als undenkbar bezeichnet. Das vielverpönte Wort der "Planwirtschaftler" kommt hier mit einemmal zu Ehren, und es ist gar nicht wenig, was die angeblich so rückständigen landwirtschaftlichen Führer hier in Aussicht nehmen.

Freilich, die Abgrenzung zwischen konservativen und radikalen Reformern war in dieser Organisationsfrage auf agrarischem Gebiet und selbst

<sup>1</sup>) Siehe die vom Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft unter dem 1. April 1922 herausgegebene Flugschrift *Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft*, Seite 9 ff.; die späteren Zitate Seite 23 ff., 17 21, 38. Siehe ferner die (nichtgedruckte) Denkschrift von Brauns, gleichen Titels. Damit vergleiche man auch eine Reihe früherer Artikel sowie die Rundschau Landwirtschaft in den Sozialistischen Monatsheften

darüber hinaus niemals so leicht und einfach zu ziehen. Schon Freiherr von Vogelsang und Schäffle empfahlen dereinst ganz ähnlich die »Zusammenfassung der realen Wirtschaftskräfte«, wie sie mit der Berufs- und Produktionsgleichartigkeit verbunden waren: zur Ablösung der Grundschulden, zur Neuordnung (Inkorporation) des Hypothekarkredits, zur Beeinflussung der Preisbildung und Absatzgestaltung, zur Hebung und Umbildung der Produktion selber. Der aufsehenerregende Falkenhaynsche Entwurf aus dem schlimmsten Jahr (1893) der letzten Agrarkrise sah für Österreich allgemein die obligatorische Errichtung von landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften vor, um durch sie Lagerhäuser zu schaffen, den Verkauf und die Beileihung der Erzeugnisse zu regeln, Kredithilfe zu gewähren und in der Verwendung zu überwachen, um das Genossenschaftswesen auszubauen. Und verbindende geistige Fäden laufen von dieser, unter der Hochspannung von Krisenjahren immer wiederkehrenden agrarpolitischen Richtung unverkennbar hinüber nach dem Gebiet der Lohnarbeitssozialpolitik, beispielsweise zu der Bismarckschen Forderung bei den ersten Entwürfen einer weitgreifenden Arbeiterversicherung: »engerer Anschluß an die realen Kräfte des Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung«, um »die Lösung auch von Aufgaben möglich zu machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfang nicht gewachsen sein würde« (Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881). Sie führen jedoch ebensogut hinüber zu dem allermodernsten gewerkschaftlichen Ideal der gildenmäßigen Arbeiterselbstverwaltung der einzelnen großen Produktionszweige. Äußerste Rechte und äußerste Linke bewegen sich hier vielfach in gleichartigen Organisationsvorstellungen.

Doch bleiben wir bei dem vorliegenden agrarischen Programm. In dem Referat des Ökonomierats Keiser hieß es am 28. Februar 1922:

Grundsätzlich wird anerkannt werden müssen, daß die Durchführung des Hilfswerkes eine Durchorganisation der Landwirtschaft bis auf die *Gemeinde* zur Voraussetzung hat . . . Maßgebend für mich ist, daß in jeder Gemeinde, sei es ein Ortsverein seien es besondere hierzu berufene Sachverständige oder irgendeine andere Organisation vorhanden sein muß, die unmittelbar oder mittelbar von der *Landwirtschaftskammer* ressortieren und die Aufgabe übernehmen muß über den Stand und die Entwicklungsmöglichkeiten der Landwirtschaft in der Gemeinde, über die erforderlichen Verbesserungen in der Boden- und Wiesenkultur, der Fruchtfolge, der Sortenwahl, dem Saatgutwechsel, der Schädlingsbekämpfung, der Viehhaltung, Milchproduktion usw., kurz in allen die Landwirtschaft betreffenden Angelegenheiten die entsprechenden *Vorschläge* zu machen, die also den dazu berufenen Organen als Sachverständigenausschuß dienen, und der auch bestimmte *Funktionen* und Aufgaben übertragen werden können. Hand in Hand damit müssen natürlich Bestrebungen gehen, um auch die für die Förderung der Landwirtschaft erforderlichen *Roh- und Hilfsstoffe* in jedem erforderlichen Umfang bereitzustellen, die erforderlichen *Kredite* zu schaffen und für die *Verwertung* der Erzeugnisse Einrichtungen zu treffen, die die Produzenten nicht allzusehr von großen Zufälligkeiten in der Marktlage abhängig machen. Alle diese Organisationsarbeiten müssen, ausgehend von der Landwirtschaftskammer und aufbauend auf das bereits Bestehende und dieses benutzend, möglichst auch unter Mitarbeit der *wirtschaftspolitischen Verbände*, zu einer planmäßigen und überall einwirkenden Organisation der Landwirtschaft führen.«

Die Denkschrift von Brauns geht hier noch bestimmter auf das Ziel los. Der wirtschaftliche Wiederaufbau könne nur von den Berufsständen ausgehen. Die Landwirtschaft, Unternehmertum wie Arbeiterschaft, müsse die Möglichkeit erhalten »sich als Berufsstand zu organisieren und so das Recht

der Einwirkung auf alle Berufsangehörigen zu gewinnen. Diese Organisation müsse gesetzlich ermächtigt sein die nötigen Mittel aufzubringen:

»Es gibt einen Anhaltspunkt für die Größe der Aufgabe, wenn man berechnet, daß allein die Ausdehnung der künstlichen Düngung auf die ganze landwirtschaftlich genutzte Fläche einen Mehraufwand von rund 20 Milliarden Mark bedeutet. Das sind Summen, die mit den bisherigen Möglichkeiten des Betriebskredites nicht aufgebracht werden können sondern neue Wege erfordern, auf denen die Berufsgemeinschaft durch Zusammenfassung der Kreditfähigkeit des landwirtschaftlichen Grundbesitzes dem Einzelbetrieb die Mittel beschaffen kann. Es wird dabei geplant, daß auf Antrag der Landwirtschaftskammer für deren Bezirk eine öffentlichrechtliche landwirtschaftliche Kreditgemeinschaft errichtet wird, deren Grundlage der gesamte im Kammerbereich belegene land- und forstwirtschaftliche Grundbesitz ist . . . Das hier kurz angedeutete Verfahren ist an sich nicht neu. Es entspricht im wesentlichen dem Vorgehen, wie es bei Bildung von Meliorationsgenossenschaften schon seit langem mit Erfolg eingeführt ist. Denn auch bei solchen Genossenschaften bilden die in das Unternehmen einbezogenen Grundstücke die Unterlage für den der Genossenschaft einzuräumenden Kredit. Neu ist nur, daß für die Kreditgemeinschaften den Gegenstand des Unternehmens nicht die Ausführung von Be- oder Entwässerungen, Ackerdrainagen oder Moorkultivierungen, sondern die allgemeine Intensivierung der landwirtschaftlichen Betriebe bilden . . . Schon regen sich wieder Flaumacher im Land, die, ohne die Absichten im einzelnen zu kennen, in dem vom Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft geplanten Vorgehen einen *Produktionszwang* wittern und dagegen Stimmung zu machen suchen. Ich vertraue auf den gesunden Sinn unserer Landwirte, daß sie sich von solchen unverbesserlichen Querköpfen nicht irre machen lassen. Es handelt sich um keinerlei behördlichen Zwang sondern um die *Selbstdisziplin*, die ein Berufsstand ausüben muß, wenn er seine Aufgaben erfüllen soll.«

Das »Prinzip des Selbstverwaltungszwangs« wurde vor dem Reichsausschuß mehrfach ruhig ins Auge gefaßt. Bei der Bildung von Meliorationsgenossenschaften sei in der »Ausschaltung des Widerstandes einzelner« noch weiter als bisher zu gehen; vielleicht sei den Landwirtschaftskammern die Ermächtigung zu übertragen: »die Bildung öffentlichrechtlicher Meliorationsgenossenschaften in allen Fällen herbeizuführen, in denen Meliorationen nach dem Gutachten eines Sachverständigenausschusses zweifelsfrei zu einer wirtschaftlichen Vermehrung der Erzeugung führen«. Den Landwirtschaftskammern den Erlaß bindender Vorschriften für eine ausreichende Düngung anzuvertrauen wird zunächst nur im Hinblick auf die vorläufig ganz und gar unzureichende Düngerproduktion abgelehnt. In der Vollversammlung des Reichsausschusses vom 11. März 1922 beschloß man sogar allgemein:

»Die öffentlichrechtlichen landwirtschaftlichen Berufsvertretungen sollen durch die Länder ermächtigt werden die erforderlichen Bestimmungen zur Durchführung von Kulturmaßnahmen zu treffen, die von ihnen als im allgemeinen landwirtschaftlichen Interesse liegend anerkannt werden.«

**M**AN sieht ohne weiteres: Dieses Programm einer umfassenden Hebung der Produktivität, einer durchgreifenden Rationalisierung der Produktion, wie man heute von gemein- und planwirtschaftlicher Seite gern sagt, geht weit über alles hinaus, was die Industrie bisher für ihre Interessensphäre jemals gebilligt und empfohlen hat. Und vieles entspricht in der Zielsetzung und sogar in der nähern Wahl der Mittel durchaus unseren eigenen agrarreformerischen Bestrebungen und Vorstellungen, wie sie sich bisher an verschiedenen Stellen regten, obwohl der grundverschiedene Ausgangspunkt: hier die Entwicklung und Sicherung der Arbeiterklasse, dort die Förderung des landwirtschaftlichen Unternehmertums, selbstverständlich in der Einzelausgestaltung zu manchen abweichenden Schlußfolgerungen führen wird und muß. Aber sowohl der lohnarbeitende wie der selbständigere Teil des landwirt-

schaftlichen Produzententums wurzeln schließlich in dem gemeinsamen gleichen Boden: in der Agrarproduktion selber, und stehen und fallen mit der Erhaltung oder Erschütterung dieses Bodens.

Die grundsätzliche Zustimmung der Landarbeitergewerkschaften, wie sie im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft zum Ausdruck kam, sollte deshalb unserm großstädtischen, in den seltsamsten Konsumentenvorurteilen befangenen Antiagrariertum zum mindesten zu denken geben.

## HANS MÜLLER · DAS VERHÄLTNISS DER GENOSSENSCHAFTEN ZU DEN GEWERKSCHAFTEN



**I**N der Arbeiterbewegung aller Länder wird immer von neuem die Frage aufgeworfen: Welcher Art ist das Verhältnis, das zwischen Genossenschaften und Gewerkschaften besteht oder ihrem Wesen nach bestehen sollte, und wie läßt sich ein möglichst erfolgreiches Zusammenwirken beider Organisationen zum Wohl und zur Befreiung der arbeitenden Klassen herbeiführen? Vor 15 Jahren ist dieses Thema von Adolph von Elm (der es bereits 2 Jahre vorher in den Sozialistischen Monatsheften behandelt hatte<sup>1)</sup>) zum erstenmal vor den im Zentralverband deutscher Konsumvereine organisierten deutschen Konsumgenossenschaften erörtert worden: in seiner großen Rede auf dem Genossenschaftstag in Düsseldorf /1907/. Dann fanden in einer Reihe von Delegiertenversammlungen und auf verschiedenen Kongressen schweizerischer, britischer und französischer Genossenschaften Auseinandersetzungen über diese Frage statt, die man auch in zahlreichen Zeitungsartikeln und besonderen Broschüren zu beantworten suchte. Daß aber alle diese Erörterungen noch zu keiner völligen Klärung führten, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß sich der letzte internationale Genossenschaftskongreß, der Ende August 1921 in Basel stattfand, von dem belgischen Genossenschafter Victor Serwy ein Referat über diesen Gegenstand halten ließ und dann darüber debattierte. Sind dabei auch keine wesentlich neuen Gesichtspunkte hervorgetreten, so erfuhr man doch bei dieser Gelegenheit, daß sich in neuester Zeit das Verhältnis der Genossenschaften zu den Gewerkschaften fast in allen Ländern nicht nur nicht verbessert sondern eher verschärft hätte, und daß es vielfach zu offenen Konflikten, ja sogar zu Streiks in den Betrieben größerer lokaler Konsumvereine und ihrer Landesverbände für den Großeinkauf gekommen wäre. In England, Belgien, Dänemark, der Schweiz und anderen Staaten sind die Angestellten genossenschaftlicher Vereinigungen in den Ausstand getreten, teils weil sie an allgemeinen Generalstreiks beteiligt waren, teils aber auch um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit und andere Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse für sich zu erzwingen. Ein Blick in die Presse der beiden Organisationen verstärkt den Eindruck, daß sie gegenseitig auf einander nicht gut zu sprechen sind. Das nötigt uns dazu uns von neuem die Frage vorzulegen, ob denn tatsächlich zwischen den Genossenschaften der Arbeiter (denn um solche handelt es sich doch in den Konsumvereinen und ihren Verbänden) und ihren gewerkschaftlichen Organisationen keine Gemeinsamkeit der Ziele und keine Solidarität, sondern ein Interessengegensatz vor-

1) Siehe von Elm Gewerkschaften und Genossenschaften, in den Sozialistischen Monatsheften, 1905 I. Seite 379 ff.

handen ist. Um das entscheiden zu können, müssen wir uns darüber klar werden, welche Zwecke die Genossenschaften auf der einen, die Gewerkschaften auf der andern Seite verfolgen.

Von vornherein seien 2 Tatsachen festgestellt, die für die Beurteilung des Verhältnisses von Genossenschaften zu Gewerkschaften wichtig sind.

Die erste betrifft die Zeit und die Antriebe zur Gründung der Konsumgenossenschaften und der Gewerkschaften. Beide traten fast überall gleichzeitig hervor. Ihre Anfänge in den kontinentalen Ländern Westeuropas liegen 60 bis 80 Jahre zurück. Gewerkschaften wie Genossenschaften verdanken ihre Entstehung dem Bewußtsein, das damals in den arbeitenden Klassen erwachte: daß es für sie notwendig sei sich zur Verteidigung ihrer Interessen zu organisieren. Mögen auch hier und da fremde Anregungen den Anstoß zur Bildung von Gewerkschaften und Genossenschaften gegeben haben, in der Regel entstanden beide aus dem urwüchsigen Bedürfnis der Arbeiter nach Schutz und Sicherung der Existenz, aus der Erkenntnis, daß sie in der Vereinzelung der wirtschaftlichen Macht der besitzenden Klassen, der Gewerbetreibenden, Fabrikanten und Händler, einfach preisgegeben sind, aus dem Verlangen ihre Lage zu ändern und zu verbessern. Oft waren die Gründer von Gewerkschaften Genossenschafter und umgekehrt, und durchweg rekrutieren sich die Mitglieder beider Organisationen aus den selben, zum Bewußtsein erwachenden Schichten des Arbeitervolks.

Zum andern handelt es sich um den Unterschied zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften. Gewerkschaften sind Koalitionen, Verbände von Arbeitern der gleichen oder doch verwandter Berufe. Sie werden gegründet, um die beruflichen Interessen der Arbeiter wahrzunehmen. Sie sollen deren Stellung gegenüber den sogenannten Arbeitgebern stärken und befestigen, Einfluß auf die Gestaltung der Bedingungen gewinnen, unter denen sie zu arbeiten haben. Sie streben eine möglichst einheitliche Ordnung des Lohns, der Arbeitszeit, der Kündigungsfrist und der anderen Punkte des Arbeitsvertrags an. Da sich mit den Unternehmern über diese Dinge nur dann reden läßt, wenn die Arbeiter gegebenenfalls deren Willen auch Widerstand entgegensetzen können, gründen die Gewerkschaften Kassen zur Unterstützung streikender, gemaßregelter, arbeitsloser oder kranker Berufskollegen. Zu diesem Zweck besteuern sich die organisierten Arbeiter zugunsten ihrer Kassen, zahlen an ihre Verbände periodische Beiträge, deren Art und Höhe sie nach Lage der Umstände bestimmen. Von sich aus irgendwelche wirtschaftlichen Betriebe einzurichten, in denen sie Güter für eigenen oder fremden Bedarf erzeugen, liegt außerhalb ihrer eigenen Zwecke; das kommt deshalb auch nur in Ausnahmefällen vor. Eine ganz andere Struktur weisen die Konsumgenossenschaften auf, und zwar auch dort, wo sie ausschließlich von Arbeitern begründet wurden und nur aus solchen bestehen. Die Konsumvereine kümmern sich nicht um die Berufsinteressen ihrer Mitglieder, nicht um deren Lohn, Arbeitszeit und sonstige Anstellungsverhältnisse; sie befassen sich auch in der Regel nicht mit der Unterstützung kranker, arbeitsloser oder sonst leidender Mitglieder. Sie sind weder für berufliche noch für karitative Zwecke da sondern sehen ihre Aufgabe nur darin die Kaufkraft des Lohneinkommens der Arbeiter zu erhöhen, indem sie sie der Profitsucht der Händler entziehen, von denen sie sonst Lebensmittel und andere Bedarfsgegenstände entnehmen mußten. Wenden

sich die Gewerkschaften gegen die Ausbeutung der Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Produzenten, als erwerbende Glieder der Volkswirtschaft, so die Konsumgenossenschaften gegen ihre Ausbeutung in ihrer Eigenschaft als Verbraucher, als Käufer von Wirtschaftsgütern. Um diesen Zweck zu erreichen, sind die Konsumgenossenschaften genötigt wirtschaftliche Betriebe ins Leben zu rufen. Sie errichten Läden und Magazine, in denen sie Waren aller Art lagern, um sie an ihre Mitglieder abgeben zu können, und zwar in guter Qualität und zu realen Preisen; hier und da richten sie auch eigene Bäckereien, Metzgereien, Mineralwasserfabriken, Molkereien und ähnliches zur Herstellung und Verarbeitung von Nahrungsmitteln und dergleichen ein. Kurz, sie betätigen sich, äußerlich betrachtet, als Kaufleute, Gewerbetreibende und Fabrikanten, die Geschäfte leiten, Personal anstellen, über ihre wirtschaftlichen Operationen genau Bücher führen und am Ende jedes Jahres eine Bilanz aufstellen, um Überschuß oder Verlust zu ermitteln. Aber die Konsumgenossenschaften treiben alle diese Dinge bekanntlich nicht, um für irgendwelche Kapitalisten einen Profit herauszuschlagen; sie wollen mit alledem nur ihren Mitgliedern für ihren Arbeitslohn möglichst viel Waren beschaffen, damit sie nicht einen Teil ihres mühsam erworbenen Einkommens den kapitalistischen Unternehmern als Handelsgewinn in den Schoß werfen müssen. Die Konsumgenossenschaft wird also bei ihrer Tätigkeit von einer durchaus antikapitalistischen Tendenz geleitet, der Tendenz: an Stelle kapitalistisch wirtschaftender Händler und Industrieller gemeinwirtschaftliche, im Interesse ihrer Mitglieder arbeitende Betriebe zu setzen.

Aus diesen kurzen Darlegungen über das Wesen der Gewerkschaften und der Genossenschaften ergibt sich bereits, was beide auf der einen Seite verbindet, auf der andern unterscheidet. Gemeinsam ist ihnen das Ziel den Arbeiter aus der wirtschaftlichen Gewalt der Kapitalbesitzer und Unternehmer zu befreien, die Arbeit von ihrer Tributpflicht gegenüber dem Kapital loszulösen, ihr ihren Ertrag möglichst ungeschmälert zufließen zu lassen. Das Prinzip der Gewerkschaft ist also mit dem der Genossenschaft identisch. Beide verkörpern die gleiche soziale Idee: die der Freiheit und Selbstbestimmung der Arbeit. Beide negieren das Prinzip, auf dem die kapitalistische Wirtschaftsordnung beruht: daß dem Kapitalbesitz die Herrschaft über die Arbeit gebühre, jener ein Recht habe diese in seinem Interesse zu leiten und zur Erzeugung von arbeitslosem Einkommen zu benutzen. Aber bei aller Gemeinsamkeit des *Prinzips* unterscheiden sich Gewerkschaften und Genossenschaften doch in der *Methode*, die sie anwenden, um sich im Wirtschaftsleben durchzusetzen.

Wie schon ausgeführt wurde, besteht die *gewerkschaftliche* Methode darin die Arbeiter als Berufsgenossen, als im gleichen Gewerbe, Handwerk oder in der gleichen Unternehmung Beschäftigte zu organisieren. Die Voraussetzung der gewerkschaftlichen Organisation ist also, daß Unternehmungen solcher Art und eine Klasse von Unternehmern und Kapitalisten existieren, die die Arbeiter in ihren Unternehmungen um des eigenen Vorteils willen anstellen. Die Gewerkschaft könnte so, wie sie ist und mit den ihr eigenen Zwecken nicht mehr bestehen, wenn die Arbeiter nicht *Lohnarbeiter* wären, wenn ihnen nicht eine Klasse von Unternehmern gegenüberstände, deren Interessen den ihren vielfach entgegengesetzt sind. Die Gewerkschaft ist also

mit ihrem Sein und Wirken an den Bestand der kapitalistischen Wirtschaft gebunden. Durch die gewerkschaftlichen Methoden kann darum auch niemals die kapitalistische Produktionsweise im Prinzip aufgehoben werden. Es bleibt der Klassengegensatz zwischen den besitzenden, profitmachenden Kapitalisten und den besitzlosen, von Arbeitslohn lebenden Proletariern bestehen. Auf eine kurze Formel gebracht heißt das: Die Gewerkschaftsorganisation kann den Kapitalismus im Interesse der Arbeiter wirksam bekämpfen und für die Arbeiter einen erträglichen standard of life erringen; ihn beseitigen und an seine Stelle eine neue Wirtschaftsordnung setzen. mit anderen Worten: Sozialismus schaffen, das kann sie nicht, das geht über ihre Kraft. Freilich, den Sozialismus vorbereiten, das kann sie wohl, und zwar in um so höherm Grad, je mehr sie die Arbeiterklasse bewußt zur Trägerin des *Produktionsgedankens* macht. Die geistige Erziehung der Arbeiter durch die Gewerkschaften und mit gewerkschaftlichen Mitteln, namentlich durch das Tarifvertragswesen, dessen Sinn ja die Produktionsförderung ist: das ist auch gleichzeitig die Erziehung zum Sozialismus. Die Arbeiter erkennen, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nur durch die Not möglich wird, nur dadurch, daß insgesamt nicht so viel Güter vorhanden sind, daß eine Bedarfsdeckung für alle erfolgen kann, daß also nur die Mehrproduktion, erzielt durch Erhöhung, Rationalisierung und Intensivierung der Arbeit, diese Quelle der Ausbeutung verstopfen kann. Sie lernen, daß die Produktion jeglicher Distribution vorausgeht, daß die Sorge um eine gerechte Verteilung des Arbeitsprodukts eine Gemeinschaftsaufgabe ist, die um so vollkommener gelöst werden kann, je größer das Ergebnis der Arbeit aller Glieder der Gemeinschaft ist. Heute zumal muß es die erste Aufgabe der Gewerkschaften sein: die Arbeiter mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß die Pflicht zur Arbeit allem andern vorangeht.<sup>2</sup> Denn bei der Geldentwertung, die infolge der zu schmalen Bedarfsmitteldecke dauernd zunehmen muß, können die gewerkschaftlichen Methoden, die in einer blühenden Wirtschaft Großartiges für die Arbeiterklasse leisten, nur beschränkte Erfolge erringen, die dann auch gleich wieder dadurch, daß bei steigendem Geldlohn die Kaufkraft des Geldes sinkt, illusorisch gemacht werden. Werden nämlich von der Arbeiterschaft heute in irgendwelchen Branchen mit Erfolg Lohnbewegungen durchgeführt, so hat das für die Unternehmer, die zunächst davon betroffen sind, meist keine Verminderung sondern oft genug sogar eine Vergrößerung des Profits zur Folge; die erhöhten Löhne werden in verdoppelten und verdreifachten Gewinnzuschlägen im Preis der Waren kalkuliert. Das kann der Unternehmer heute ohne Gefahr der Absatzverminderung tun, weil er da das Gesamtprodukt zu klein ist, souverän den Innenmarkt beherrscht; und solange die Arbeiter sich nicht entschließen durch erhöhte Arbeitsleistung das Gesamtprodukt zu vergrößern, bleibt dieser Zustand bestehen. Leidtragende ist dann allein die große Masse des Volkes, die die erhöhten Preise bezahlen muß. So gehen der Arbeitergruppe, die eben erst eine "Aufbesserung" von ihren Arbeitgebern errungen hat, deren Früchte wieder verlore. Eine wirkliche Änderung ihrer Lebenshaltung können die Arbeiter also nur bewirken, wenn sie vorerst durch eigene Mehrarbeit die

<sup>2</sup>) Siehe dazu auch *Lindemann* Die Mitwirkung der Arbeiterklasse beim wirtschaftlichen Wiederaufbau und *Borchardt* Das Recht auf Arbeitsverweigerung und die Pflicht zur Arbeit, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 1 ff, und 201 ff.

Wirtschaft selber wieder hochbringen. Dann, aber erst dann, ist für das arbeitende Volk die Möglichkeit eines Aufstiegs zu Wohlstand und wirtschaftlicher Freiheit und Unabhängigkeit gegeben. Ist die Erzeugung gesichert, so kann nunmehr daran gegangen werden die Verteilung des Erzeugten so zu gestalten, daß nicht mehr arbeitsloses Renteneinkommen den Arbeitenden einen Teil ihres Arbeitsprodukts nimmt. Diese Ausschaltung des Kapitalprofits wird vorbereitet durch Organisationen, deren Methoden den Kapitalismus im Prinzip überwinden, das heißt ihn durch eine andere Art von Produktion und Austausch ersetzen können. Diese Organisationen aber sind die Genossenschaften, insbesondere die Konsumgenossenschaften, durch die die Gewerkschaften ihre notwendige Ergänzung erhalten.

Ich will hier gar nicht auf den Nutzen eingehen, den die *genossenschaftlichen* Methoden stiften, indem sie die ihnen angeschlossenen Haushaltungen zur Barzahlung erziehen und das wucherische Borgunwesen ausrotten. Überhaupt soll hier der von ihnen geübte wohlthätige privatwirtschaftliche Einfluß auf ihre Mitglieder außer Betracht bleiben. Die noch immer viel zu wenig erkannte und gewürdigte Bedeutung des Konsumvereinswesens liegt darin, daß es den einer unermesslichen Entwicklung fähigen Keim (und das Miniaturbild) der neuen Wirtschaftsordnung darstellt, die der kapitalistischen prinzipiell entgegengesetzt ist, in der auch der Klassengegensatz von Kapitalist und Proletarier, der Interessengegensatz zwischen Besitz und Arbeit nicht mehr existiert. Um den sozialistischen Charakter der Konsumgenossenschaft richtig zu erkennen, müssen wir uns vor Augen halten, daß sie eine neue Wirtschaftsform repräsentiert, die in das Getriebe der ökonomischen Funktionen unserer Gesellschaft eingreift und sie in ihrem Wesen verändert. Ebenso, daß sie keine Profitziele verfolgt sondern im Gegenteil, wo sie richtig funktioniert, den privatwirtschaftlichen Profit eliminiert. Soweit sie ihr Tätigkeitsfeld erstreckt, kann kein Kapitalist mehr die Arbeit ausbeuten, weil es die wirtschaftliche Funktion der Genossenschaften ist den Arbeitern für den verdienten Lohn möglichst viele Bedarfsgüter zu beschaffen. Das Interesse der Arbeit ist das Wirtschaftsprinzip, das die genossenschaftliche Wirtschaftsform erfüllt und beseelt.

Nun wird man vielleicht die Frage aufwerfen, ob es sich bei diesen Auseinandersetzungen nicht um eine bloße Gedankenkonstruktion handle. Und ich möchte der Prüfung dieser Frage um so weniger aus dem Weg gehen, als mir bekannt ist, daß hervorragende Sozialisten der Ansicht sind, es ließe sich innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung überhaupt niemals anders als kapitalistisch wirtschaften; sozialistische Wirtschaftsorganisationen seien auf dem Boden der heutigen Gesellschaft unmöglich. Diese Anschauung, die Bebel einmal im Reichstag vertreten hat, halte ich für unrichtig; und ich glaube auch den schlüssigen Beweis dafür erbringen zu können, daß die nach richtigen genossenschaftlichen Grundsätzen arbeitenden Konsumvereine als ein Stück echten Sozialismus zu bewerten sind. Dieser Beweis ergibt sich ungezwungen aus einem Vergleich der kapitalistischen und der konsumgenossenschaftlichen Wirtschaftsweise.

Wie uns Marx im Kapital lehrte, besteht das Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise darin, daß sie eine ungeordnete Wirtschaft für den freien Markt ist, auf dem Waren- und Geldbesitzer ganz nach ihrem Gutbefinden Ware und Geld gegen einander austauschen. Das Wesen der sozialistischen



Wirtschaftsweise liegt wiederum nach Marx darin, daß die Wirtschaft geregelt ist, das heißt für einen gesellschaftlich festgestellten Bedarf planmäßig produziert wird. In der sozialistischen Gesellschaft gibt es daher keinen Markt, keine freie Konkurrenz der Warenbesitzer um diesen, keinen spekulativen Handel, keine Börsen mit sinkenden und steigenden Kursen, sondern nur eine geregelte Bedarfsdeckungswirtschaft. Produktion und Konsumtion halten sich hier das Gleichgewicht. Deshalb bleibt auch die sozialistische Gesellschaft frei von Krisen, Überproduktion und Unterkonsumtion. Was das Volk zu einem menschenwürdigen Dasein braucht, wird von ihm durch eine geregelte Produktions- und Austausch-tätigkeit beschafft, und was es mit seiner Arbeit hervorbringt, ist des Absatzes auch sicher.

Der Konsumverein geht nun bei seiner Wirtschaft von der Tatsache aus, daß er eine Absatz- und Verbrauchsorganisation darstellt, daß er für die Güter, die er einkauft oder auch selbst erzeugt, in seinen Mitgliedern bar bezahlende Kunden und Abnehmer besitzt. Er wird mit der Garantie geboren, daß seine Läden und sonstigen Einrichtungen Zuspruch haben werden und nicht leer laufen. Er muß sich nicht, wie jeder Kleinhändler, Bäckermeister oder sonstige Warenverschleißer, seine Kundschaft erst suchen, sondern diese ist schon vorhanden, bevor der erste Laden eröffnet wird. Der Konsumverein kauft nicht auf die Spekulation hin für die gekauften Waren auch wieder Käufer zu finden; er stellt Back- oder andere Waren nicht ins Blaue hinein her sondern planmäßig und auf Grund sicherer Berechnungen des Bedarfs seiner Mitglieder. Kurz, die Konsumgenossenschaftswirtschaft ist von Anfang an geordnete Bedarfsdeckungswirtschaft und hat deshalb auch gemeinwirtschaftlichen, das heißt sozialistischen Charakter. Mit dieser Tatsache sind die weiteren Unterscheidungsmerkmale zwischen der kapitalistischen Unternehmung und der Konsumgenossenschaft gegeben. Sie liegen in erster Linie in der verschiedenen Rolle, die die Betriebs- oder Produktionsmittel in ihnen spielen. Bei der Unternehmung sind sie Privateigentum eines oder mehrerer Kapitalisten, die auf Grund und nach Maßgabe ihres Kapitals den Gewinn des Betriebs einstreichen. Dies hat Marx die kapitalistische Aneignungsweise genannt. Die Konsumgenossenschaften haben dagegen die ausgesprochene Tendenz die Betriebs- und Produktionsmittel in Gemeineigentum zu verwandeln, sie in den unveräußerlichen Besitz der Gesamtheit aller Mitglieder der Genossenschaft zu überführen. Ihr Interesse gebietet ihnen ein stetig anwachsendes Genossenschaftsvermögen anzusammeln, an dem keine Rechte einzelner Personen haften. Der wirtschaftliche Nutzen aber, der Überschuß, der sich in der Wirtschaft des Konsumvereins ergibt, fließt nicht als Aktiendividende irgendwelchen Kapitalbesitzern zu sondern wird nach Maßgabe ihres Anteils an seiner Gewinnung an die Mitglieder zurückerstattet. Das ist sicher keine kapitalistische sondern eine echt sozialistische Verteilungsweise. Durch sie ist im Bereich des Konsumvereins die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen unmöglich gemacht. Nicht weniger wichtig ist es, daß in der Konsumgenossenschaft das Arbeitsverhältnis aufgehört hat kapitalistischen Charakter zu tragen. Das wesentliche Moment im Arbeitsverhältnis der kapitalistischen Unternehmung ist nach Marx, daß die Arbeiter unter dem Kommando der Kapitalisten oder ihrer als Direktoren, Werkführer usw. eingesetzten Vertreter stehen. Diese entscheiden, was, wie und wann ge-

arbeitet werden soll; nach ihrem Bedarf und Wunsch werden die Arbeiter angestellt und entlassen. Für die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses ist stets in erster Linie die Rücksicht auf den Gewinn maßgebend, den sie aus der Arbeit ihrer Angestellten ziehen wollen. Ganz anders liegen die Dinge in den Betrieben der Konsumvereine. Hier stehen die Arbeiter nicht unter dem Kommando eines Kapitalisten sondern unter der Kontrolle der von der Gesamtheit der Mitglieder gewählten Behörden und Verwaltungsorgane. Bei deren Wahl können die Arbeiter und Angestellten der Genossenschaft in ihrer Eigenschaft als Genossenschaftsmitglieder mitwirken. Sie haben auch die Möglichkeit über alle Fragen des Arbeitsvertrags mit den Genossenschaftsbehörden zu verhandeln. Sie sind nicht mehr für den Gewinn eines Unternehmers tätig sondern schaffen für die Gesamtheit ihrer in der Genossenschaft vereinigten Arbeitsbrüder. Ihre Arbeit dient dazu deren und damit auch ihre eigene Lage zu verbessern. Das Verhältnis der Arbeiter zur Konsumgenossenschaft läßt diese als eine demokratische Wirtschaftsform oder, was nur ein anderer Ausdruck dafür ist, als eine sozialistische Gesellschaft im kleinen erscheinen, in der es keine Herren und keine Knechte, keine Bourgeois und keine Proletarier, keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten, sondern nur noch gleichberechtigte Mitglieder einer sich selbst verwaltenden Gemeinschaft gibt.

Wahrlich, wenn der echte, nach genossenschaftlichen Grundsätzen geführte und von genossenschaftlichem Geist erfüllte Konsumverein nicht eine sozialistische Arbeits- und Wirtschaftsgemeinde darstellt, kann ich mir überhaupt kein Gemeinwesen denken, das den Anforderungen des Sozialismus entspricht. Die Produktivgenossenschaft ist sicherlich nicht sozialistischer, weil ihre Produktion naturgemäß immer Markt- und Warenproduktion ist und sein muß. Mit Recht hat Karl Kautsky einmal gesagt: »Was ist denn das Bild, welches wir uns von der sozialistischen Gesellschaft entwerfen, anderes als das einer ungeheuren Konsumgenossenschaft, die allerdings keine Handelsgenossenschaft sondern gleichzeitig eine Produktivgenossenschaft ist, deren Betriebe für den Konsum ihrer Mitglieder produzieren!«<sup>3)</sup> Gewiß, die Konsumgenossenschaft tut dies vorerst noch in sehr beschränktem Maß. Sie ist ja eben nicht etwa schon die sozialistische Gesellschaft selber, sie trägt nur den Keim dazu, ist der natürliche Ausgangspunkt für deren Entwicklung, wie auch der Embryo nur einige wenige der Funktionen erfüllt, die später das wirkliche Geschöpf bezeichnen. Hier kommt es uns nur darauf an nachzuweisen, daß die Wirtschaftsweise der Konsumgenossenschaften mit Fug und Recht eine gemeinwirtschaftliche oder sozialistische genannt werden darf, daß sie prinzipiell von der kapitalistischen unterschieden ist, und daß in ihr insbesondere das sogenannte Lohnsystem im Arbeitsverhältnis nicht mehr existiert, daß also auch der Angestellte einer konsumgenossenschaftlichen Organisation aufgehört hat Proletarier zu sein. Er ist es auch dann nicht mehr, wenn er nicht besser gestellt ist als der Arbeiter eines kapitalistischen Geschäfts. Denn nicht der Betrag seines Einkommens kennzeichnet den Proletarier sondern seine Stellung in der Arbeitsverfassung des Betriebs, sein Verhältnis zu den Produktionsmitteln. In der Privatunternehmung sind diese Eigentum eines oder mehrerer Kapitalisten; in der Genossenschaft ist der Arbeiter in seiner Eigen-

3) Siehe *Kautsky Konsumvereine und Arbeiterbewegung* /Wien 1897/, Seite 31.

schaft als Mitglied auch deren Mitbesitzer. Er steht der leitenden Behörde der Genossenschaft nicht anders gegenüber als der Bürger einer demokratischen Republik seiner selbstgewählten Regierung. Gewiß hat auch der genossenschaftliche Arbeiter nicht bloß Rechte sondern auch Pflichten, gewiß muß er sich der festgesetzten Arbeitsordnung fügen und Disziplin beobachten, gewiß mag er finden, daß seine Bezahlung nicht zureichend sei, um damit alle seine berechtigten Bedürfnisse zu befriedigen. Doch die soziale Freiheit besteht auch nicht in der Pflichtenlosigkeit und der Willkür des individuellen Handelns sondern in dem sittlichen Willen die uns von der Gemeinschaft übertragenen Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen. Und wer gar meint, daß Sozialismus und Genossenschaftswesen gleichbedeutend seien mit dem Recht auf ein Schlaraffenleben und eine Fülle materieller Genüsse bei geringer Arbeitsleistung hat noch nicht das ABC der Gesellschaftslehre begriffen sondern ist ein ganz unsozial denkender Egoist und deshalb unfähig auch nur im mindesten die Bestrebungen auf Schaffung einer bessern Gesellschaftsordnung zu fördern.

Wenn somit die Konsumgenossenschaft eine sozial höhere Wirtschaftsweise verkörpert, wenn ihre Angestellten gar nicht mehr in einem kapitalistischen Arbeitsverhältnis stehen, wie erklärt es sich dann, daß die für sie schaffenden Arbeiter dennoch so häufig nicht zufrieden sind, daß sie sich nicht als freigenossenschaftliche Mitarbeiter sondern auch nur als gewöhnliche Lohnarbeiter fühlen und aus diesem Gefühl heraus der Genossenschaft gegenüber vielfach so handeln, als wäre diese ein gewöhnliches kapitalistisches Geschäft? Der Grund liegt, wie ich glaube, hauptsächlich in 2 psychologischen Momenten, von denen das eine auf seiten der Genossenschafter, das andere auf seiten der Gewerkschafter wirkt.

Von den meisten *Genossenschafftern*, auch denen, die als Leiter der Genossenschaftsbetriebe mit an der Spitze stehen, wird das Wesen der Genossenschaft als einer Verkörperung des Arbeitsinteresses noch nicht klar erfaßt, und auch, wenn dies der Fall ist, so fehlt ihnen nicht selten die Fähigkeit in der Praxis alle sich daraus ergebenden Konsequenzen zu ziehen und das eigene Tun und Lassen danach einzurichten. Der sozialistisch-genossenschaftliche Geist, der allein lebendig macht, entwickelt sich in uns Menschen des kapitalistischen Zeitalters nicht so leicht und kräftig wie wir es für den Fortschritt unserer Sache wohl alle wünschen. Es gehören gewaltige innere Anstöße und seelische Erschütterungen dazu, damit wir die eingefleischte egoistisch-kapitalistische Denkweise restlos überwinden und uns in genossenschaftlich denkende und handelnde Menschen verwandeln. So wie wir uns gewöhnt haben die Welt anzuschauen, so wie wir heute noch beschaffen sind: voll von materialistischer Gesinnung und eitlem Machtverlangen, taugen wir schlecht für eine Wirtschaftsorganisation, die viel guten Willen, unbestechliche Redlichkeit, treue Pflichterfüllung, viel Geduld, Nächstenliebe und Selbstverleugnung erheischt. Wie man keine echte Republik ohne demokratisch gesinnte Bürger schaffen kann, das heißt ohne Menschen, die bereit sind den Willen der Mehrheit aufrichtig anzuerkennen und die Fähigkeit der Selbstregierung und Selbstbeherrschung besitzen, so auch nicht ein großes und sich gesund entwickelndes Genossenschaftswesen ohne eine große Zahl echter Genossenschafter, das heißt Menschen, die von brüderlicher Liebe zu ihren Mitmenschen erfüllt sind und

nichts hassen als Unrecht und Bedrückung. Wir müssen also alle erst in und an der Arbeit für die Genossenschaftssache wachsen, um für die Forderungen und Aufgaben reif zu werden, die sie uns stellt. Es ist deshalb unvermeidlich, daß die Genossenschaften gegenwärtig noch viele Mängel und Unvollkommenheiten aufweisen. Insbesondere ist es sehr schwer das tägliche Zusammenwirken der in einer Genossenschaft Beschäftigten so zu gestalten, daß es einen brüderlichen Charakter erhält und von ihnen als ein neues, besseres, genossenschaftliches Arbeits- und Berufsverhältnis empfunden wird. Um dies zu erreichen, dazu gehört seitens der Betriebsleiter und Vorsteher der Genossenschaften nicht nur viel Geduld und Begeisterung sondern auch eine große Kunst der Menschenbehandlung. Seiner starken Begabung für diese Kunst verdankte Robert Owen bekanntlich seine erstaunlichen Erfolge als Fabrikherr von New Lanark. Aber wenn es ihm hierin auch unmöglich alle Leiter genossenschaftlicher Betriebe gleich tun können, so sollten sie doch dauernd bemüht sein nicht nur vorbildliche äußere Arbeitsverhältnisse zu schaffen sondern auch die Angestellten einen Hauch jenes genossenschaftlichen Geistes verspüren zu lassen. Sie sollen auch in ihrer Seele warm werden, so daß gegenüber der kühlen Luft, die in den kapitalistischen Betrieben weht, hier eine wärmere Atmosphäre herrscht. Sie dürfen die Genossenschaft nicht nur als gute Brotstelle betrachten sondern müssen sie als ein Gebilde lieben, das berufen ist ein großes Menschheitsziel zu verwirklichen. Gelingt es nicht alle berufenen Leiter der Genossenschaft auch zu begeisterten Anhängern der in ihr verkörperten Idee zu machen, so werden wir schwerlich je dahin gelangen den Kapitalismus durch eine vernünftige und sittlich höherstehende Wirtschaftsordnung zu ersetzen.

Müssen wir somit eingestehen, daß wir selbst oft noch weit hinter unserm Ideal zurückbleiben, so kann es uns eigentlich nicht sehr überraschen zu sehen, daß es vielen *Gewerkschaftern* ebenfalls noch an der richtigen geistigen Einstellung für eine ersprießliche Zusammenarbeit mit uns Genossenschaffern fehlt. Es liegt in der Natur der gewerkschaftlichen Organisation, daß sie in ihren Gliedern in erster Linie das Solidaritätsgefühl unter den Angehörigen des gleichen Berufs entwickelt, und daß in deren Vorstellung ihr Arbeiterberufsinteresse zum Arbeitsinteresse des Proletariats schlechthin wird. Und doch ist das nicht ganz richtig. Es ist sehr wohl denkbar, daß einzelne Kategorien einem bestimmten Beruf angehöriger Arbeiter sich mit Hilfe ihrer gewerkschaftlichen Organisation eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Position erkämpfen, die nicht sowohl auf Kosten des Unternehmerprofits geht als auf Kosten der Masse des arbeitenden Volks, die letzten Endes diese Verbesserung in Gestalt höherer Preise zu bezahlen hat. Wenn die Unternehmer in einer bestimmten Branche sich genötigt sehen den Arbeitern höhere Löhne oder kürzere Arbeitszeit zu bewilligen oder sonstige Zugeständnisse zu machen, die eine Erhöhung der Produktionskosten in sich schließen, so wird dadurch, namentlich, wie oben angedeutet wurde, bei dem heute bestehenden Zustand der infolge nicht ausreichender Gesamtarbeit zu geringen Produktemenge, nur selten ihr Profit geschmälert. In den weitaus meisten Fällen sind sie in der Lage die erhöhten Produktionskosten auf die Schultern der Verbraucher abzuwälzen. Ja, vielfach vergrößert sich hierbei noch ihre Profitrate. Das Arbeitsinteresse der

einzelnen Arbeiterkategorien ist also keineswegs gleichbedeutend mit dem Gesamtarbeitsinteresse aller arbeitenden Volksklassen, wie dies meistens von den Gewerkschaften angenommen wird. So erkennen sie heute auch noch nicht, daß es die Konsumgenossenschaften sind, die, indem sie Arbeiter aller Berufe und Schichten umfassen, tatsächlich das ihnen allen gemeinsame Arbeitsinteresse verkörpern und vertreten. Die irrümliche Auffassung vieler Gewerkschafter vom Wesen der Genossenschaft wird dadurch noch verstärkt, daß fälschlicherweise immer noch oft behauptet wird, die Konsumgenossenschaft arbeite nur im Verbraucherinteresse, das meist als der Gegensatz zum Produzenteninteresse verstanden wird. So halten sie die Konsumgenossenschaft erst recht für eine Unternehmung, die wie alle privaten Unternehmen das natürliche Bestreben habe aus ihren Arbeitern Mehrwert herauszupressen. Da aber andererseits diese Unternehmung von Arbeitern gebildet wird, so leiten die Gewerkschafter hieraus ein Recht ab nicht nur möglichst große Forderungen an die Konsumgenossenschaften zu stellen sondern halten auch diese für verpflichtet diese Forderungen ohne Diskussion zu bewilligen. Und da überdies diese Auffassung in der Richtung ihres natürlichen Egoismus liegt und ihm eine Rechtfertigung liefert, hat sie begreiflicherweise überall leicht Eingang gefunden. Der Mensch nimmt eben nur zu leicht das als richtig an, was seinem unmittelbaren Vorteil entspricht. Nichtsdestoweniger ist diese Anschauungsweise grundfalsch. Wie wir wissen, ist die Konsumgenossenschaft keine Unternehmung sondern eine Gemeinwirtschaft, in der niemand ausgebeutet wird. Gegen die Konsumvereine brauchen die Gewerkschaften keine Klassenkämpfe zu führen, weil sie keine kapitalistischen Interessen vertreten. Ja, die Gewerkschaften schneiden bei solchen Kämpfen nur dem arbeitenden Volk ins Fleisch, mit dem sie sich doch solidarisch fühlen sollten, und dessen Interessen sie fördern wollen. Darum muß diese unrichtige, engherzige, dem Fortschritt unserer Sache äußerst schädliche Auffassung aus den Köpfen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter heraus. Die Frage ist nur, wie sich das am besten bewerkstelligen läßt.

Da bin ich nun bei meiner vieljährigen Beschäftigung gerade mit diesem Problem auf einen Gedanken verfallen, von dem ich mir verspreche, daß seine Ausführung die Gewerkschaften und die Konsumgenossenschaften der Arbeiter in das rechte Verhältnis zu einander setzen werde. Ja, ich bin überzeugt, daß dadurch auch unsere Genossenschaften die ihnen gemäße Verfassung erhalten können. Mein Vorschlag mag vielen vielleicht auf den ersten Blick undurchführbar oder bedenklich erscheinen; ich glaube aber, daß er dennoch eine nähere Prüfung verdient.

Ich gehe dabei von der schon besprochenen Tatsache aus, daß Gewerkschaften und Genossenschaften Verkörperungen eines und des selben sozialen Prinzips: des Arbeitsinteresses, sind, und daß beide die Tendenz haben dieses Prinzip zur Grundlage einer neuen Organisation der Volkswirtschaft zu machen. Aus dieser Tatsache folgere ich sowohl die Möglichkeit wie auch die Notwendigkeit ihres dauernden engen Zusammenarbeitens und ihrer organisatorischen Verknüpfung. Das denke ich mir nun in der Weise verwirklicht, daß die Gewerkschaften zu Wahlkörpern bei der Bildung der leitenden Organe der Genossenschaften gemacht werden. Jede Gewerkschaft respektive jede Berufsorganisation, deren Mitglieder in grö-

Berer Zahl der Genossenschaft angehören, soll das Recht erhalten in die oberste Behörde der Genossenschaft, den Genossenschaftsrat, einen Vertreter zu wählen. Ich lasse dabei die Frage offen, in welcher Weise und in welcher Anzahl diejenigen Genossenschaftsmitglieder, die keiner Berufsorganisation angehören, in der genannten Behörde vertreten sein sollen. Mir kommt es nur darauf an die bisherigen Wahlsysteme der Genossenschaften abzuändern, die mir zu ihrem Wesen nicht zu passen scheinen und den für politische Körperschaften bestehenden nachgebildet sind; sie sollen durch ein System berufsgenossenschaftlicher Vertretung ersetzt werden, wie es überhaupt dem Wesen des Sozialismus besser entspricht und in der von den Sozialistischen Monatsheften vertretenen Idee der Kammer der Arbeit verkörpert wird.

Betrachten wir die Verfassung unserer Genossenschaften, die doch wirtschaftliche und keine politischen Körperschaften sind, so finden wir, daß wie im Staat und in der Gemeinde jedes einzelne Mitglied eine Stimme hat, sei es in Generalversammlungen oder bei einer Wahl der Behörden mittels der Urne. Solange eine Genossenschaft nur wenige Hundert Mitglieder zählt, mag dies System leidliche Resultate liefern, denn es setzt ja voraus, daß die Mitglieder sich größtenteils gegenseitig kennen, daher zu beurteilen vermögen, wer von ihnen zur Führung der Genossenschaftsgeschäfte als Vorstands- oder Aufsichtsratsmitglied fähig ist. Hat eine Genossenschaft aber erst einmal 1000 oder sogar viele Tausend Mitglieder, die sich zudem über einen großen Raum verteilen und deshalb unter einander gar keine Beziehungen haben, ja sich dauernd unbekannt bleiben, so wird die genossenschaftliche Demokratie zur leeren Form; tatsächlich leitet dann nicht mehr die Gesamtheit der Mitglieder die Genossenschaft, sondern eine kleine Gruppe, die sich in ihr herausbildet. Die Mitglieder wählen nicht mehr mit Sachkenntnis und Verantwortungsgefühl die geschäftsführenden Organe sondern sagen Ja und Amen zu den Vorschlägen, die ihnen von unverantwortlicher Seite gemacht werden. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Art der Ausübung der Wahlfunktionen nicht immer die tüchtigsten und geeignetsten Mitglieder an die Spitze der Genossenschaften kommen. Ganz besonders kritisch wird die Situation, wenn wegen der Größe der Mitgliederzahl und des Wirtschaftsgebiets die Abhaltung von Generalversammlungen überhaupt unmöglich wird. Dann wird es notwendig zu einem wie immer gearteten Vertretungssystem überzugehen; das heißt, es können die Mitglieder nicht mehr selbst an der Wahl der die Genossenschaft verwal tenden Organe teilnehmen sondern müssen dieses Recht der Generalversammlung wie andere Geschäfte an ein Vertrauensmännerkollegium abtreten. Aber die Wahl eines solchen Kollegiums bereitet abermals Schwierigkeiten und gibt nicht selten Gelegenheit parteipolitische Interessen und andere Gesichtspunkte in die Genossenschaft hineinzutragen, die hier keinen Sinn und keinerlei sachliche Berechtigung haben, und durch die leicht innerhalb der Genossenschaft Zwistigkeiten, Spaltungen und dergleichen entstehen. Das hat wieder einen sehr nachteiligen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung der Genossenschaft, deren Voraussetzung doch in erster Linie die Eintracht und das treue Zusammenhalten der Mitglieder bildet. Wäre es da nicht das Gegebene, daß die an einem Ort befindlichen Berufsorganisationen der Hand- und Kopfarbeiter als Kollektivmitglieder der lokalen

Konsumgenossenschaft beitreten, und ihnen von dieser das Recht verliehen, respektive zur Pflicht gemacht würde eine Person ihres Vertrauens in die oberste Genossenschaftsbehörde zu entsenden? Diese Behörde würde damit zur Vertretung *aller* in der Genossenschaft vorhandenen beruflichen Arbeitsinteressen; sie bestünde aber auch aus sachverständigen, vom Vertrauen ihrer Berufsgenossen getragenen Männern und Frauen und hätte deshalb auch größere Autorität als die vielfach recht unglücklich zusammengesetzten Genossenschaftsräte unter dem jetzigen Wahlsystem.

Mit dem nach diesem Vorschlag gebildeten Genossenschaftsparlament bekämen wir aber nicht bloß einen tüchtigern und einflußreichern Vertretungskörper der Mitgliedschaft innerhalb der Genossenschaftsverwaltung sondern auch ein ausgezeichnetes und wertvolles Bindeglied zwischen den Gewerkschaftssektionen eines Orts oder Bezirks und der Genossenschaft. Für eine objektive Beurteilung der Forderungen des Personals wäre alle Garantie geboten, ebenso aber dafür, daß diese Beurteilung nur nach dem Gesichtspunkt des allgemeinen Arbeitsinteresses, des Interesses der gesamten Arbeiterschaft, erfolgte. Ferner wäre es von nicht hoch genug zu veranschlagendem Wert, wenn in jeder Gewerkschaftssektion ein Mann säße, der über alle Verhältnisse in der Genossenschaft unterrichtet ist, bei Anfragen richtige Auskunft erteilen und für die Genossenschaft Werbe- und Aufklärungsarbeit leisten könnte. Kurz, würden wir die Verfassung der Konsumgenossenschaften nach der von mir gedachten Richtung umgestalten und von dem System der atomistisch-bürgerlichen Interessenvertretung zu einer organischen Arbeitsdemokratie übergehen, so müßte sich daraus meiner Ansicht nach nicht nur ein harmonisches Verhältnis zwischen Gewerkschaft und Genossenschaft entwickeln, was schon ein großer Gewinn wäre, sondern die Genossenschaft besäße auch ein viel besseres, trag- und entwicklungsfähigeres Fundament als sie es heute besitzt. Ja, ich halte es sogar für möglich, daß wir auf diesem Weg schließlich zu einer höhern Einheit in der Arbeiterbewegung gelangen, zu einer organisatorischen Form, in der sich alle in ihr vorhandenen Kräfte mit Erfolg auf ein großes einheitliches Ziel konzentrieren: auf die planmäßige Umwandlung unserer anarchischen Profitwirtschaft in eine geordnete, auf dem Arbeitsinteresse des ganzen arbeitenden Volkes beruhende Gemeinwirtschaft.

## CLARA PASCH • ANKLAGE



**L**M lebendigen Wesen drängt sich der Strom.

Befreiung suchend quillt er empor,

Und berührt von Wesen gleicher Natur

Schäumt er flutend hinaus, hinüber.

Wehe, wem einsam die überquellende Reife verdorrt!

Seine gehemmte, nimmer fruchtbar entfesselte Kraft

Wandelt sich wild,

Und sie verheert das Gefäß,

Das sie zu lange bezwang.

Warum, du alltätiger Weltengeist

Opferst du hart so viele Keime?

# MARTIN MÄCHLER · DIE GROSSSTADT UND DER STÄDTEBAU



IBT es eine Konstruktionsaufgabe des Städtebaus? Man ist heute geneigt diese Frage zu bejahen, aber gleichwohl weit entfernt sie überhaupt zu erfassen. Vor allem ist da auf eins zu achten: Das Funktionssystem einer Großstadt, dessen materielle Seite eben jene Aufgabe ist, zeigt uns an allen Beispielen, sowohl der vergangenen Kulturen als auch unserer, der abendländischen, Kultur in seiner materiellen Gestaltung und Gliederung abnorme Verhältnisse, die, wie uns die Vergangenheit lehrt, nicht nur Ursachen des Großstadtverfalls sondern auch Kennzeichen eines Kulturniedergangs gewesen sind. Betrachten wir einmal diese abnormen Verhältnisse einer modernen Großstadt näher, so fällt uns sofort auf, daß sich der gesamte Bewegungsmechanismus nicht auf dynamische Gegebenheiten logisch aufbaut, sondern es sind rein technische Schemen, die der willkürlichen Gestaltung gedient haben. Im ganzen physischen Bild der modernen Großstadt liegt nichts natürlich Gewachsenes, sondern etwas künstlich Gepreßtes. Ein ungeheurer Blutdruck in wenige krankhafte Adern hineingestaut, die jeden Augenblick zu zerspringen drohen, ein rücksichtsloses Zusammenpferchen der Kräfte, gleichgültig, ob sie gesund oder krank sind, und dementsprechend ein planloses Ausrichten in der gesamten Funktionskonstruktion. Die gesamte Literatur der letzten 40 Jahre über Städtebau beweist die Richtigkeit dieser Behauptungen sowohl für die Physiognomie wie für die Physiologie der Großstadt. Ja, wenn man diese Literatur vergleichend durchgeht, dann zeugt das Ergebnis dieser Lektüre nicht nur für die Richtigkeit dieser Auffassung sondern ist durch die Art, wie sie die Materie literarisch behandelt, selbst ein Charakteristikum dieser Verhältnisse. Die Gelegenheitsarbeit, die sie selber leistet, das Flickwerk, das sie schafft, der Mangel an einer großen und eigenen Gesamtauffassung, die aus der Vergangenheit lernt, für die Gegenwart arbeitet und die Zukunft voranzuschauen sich bemüht, das Zufallsmäßige, das ewige Suchen nach Verlegenheitsauswegen, das Unklare und Verwirrte, das Unorganische, das uns Seite für Seite, Buch für Buch entgegentritt, ist nicht nur geeignet uns die Schäden, von denen wir hier sprechen, ad hoc zu demonstrieren, sondern diese Literatur ist ihrer ganzen Art nach selbst als ein solcher Schaden anzusprechen.

Obwohl die Schriftsteller meistens zugleich auch Männer der Praxis gewesen sind, sind sie doch fast alle in dem Irrtum befangen, daß sie über ein selbständiges Objekt handeln, das sich aus dem großen Zusammenhang herausnehmen und durch Ankleben neuer Teile konstruktiv entwickeln läßt. Die Großstadt, insbesondere die Weltstadt, ist aber nicht ein selbständig zu fassender Begriff, sondern sie ist nur eine Zelle, allerdings die Hauptzelle, in dem großen Gemeinschaftsbegriff Staat, wie dieser Begriff wieder nur eine Zelle in dem überstaatlichen Begriff Staatengemeinschaft ist. Unter dieser Verkennung hat die ganze städtebauliche Literatur gelitten. Was in den einzelnen Werken steht, ist doktrinäres Wissen, sind Gelegenheitsauskünfte. Jeder glaubte sein Bestes geleistet zu haben, wenn er den Moment, für den er arbeitete, aus der gesamten Abfolge der Zeit herauslöste und seinen Bedürfnissen isoliert Genüge tat. Niemand von den Schriftstellern bedachte, daß dieser Moment innerhalb einer unendlichen,



von einer gewaltigen Leidenschaft beherrschten Bewegungsreihe lag, und daß auf ihn immer ein neuer folgen mußte, mit neuen und größeren Bedürfnissen. Niemand wußte, daß er sich in der Lage eines Wunderdoktors befand, der eine Krankheit, deren Wesen er einfach nach äußerlich wahrnehmbaren Kennzeichen beurteilte und, weil er kein Radikalmittel kannte, mit Palliativen zu heilen versuchte. Hatte er Glück, dann wurde die Krankheit vielleicht durch irgendwelche Umstände gelindert. Gewöhnlich aber breitete sie sich im Innern des Körpers weiter aus, und der gesamte Organismus wurde angegriffen. Aus dieser Art von Zufalls- und Gelegenheitsarbeit entstanden immer neue Schäden, die zu Fragen wurden. Es entstanden nach einander eine weltstädtische soziale Frage, eine hygienische, eine wirtschaftliche, eine bauliche, eine ästhetische Frage, es entstanden kommunalpolitische Probleme und Konflikte der Weltstädte. Und das alles hätte vermieden werden können, wenn man den kleinen Krankheitsherd von vornherein im Hinblick auf sein Ganzes und seine natürliche Entwicklung innerhalb der gesamten Lebensbedingungen im Auge gehabt und behandelt hätte.

Das Grundübel, das die Weltstadt, von der wir hier sprechen, belastet, ist also die Tatsache, daß die Städtebauer die Größe der Aufgabe und des Inhalts geistig nicht zu umspannen vermochten. Alle anderen Übel sind schließlich und endlich auf dieses als letzten Grund zurückzuführen. Eine harmonische Gliederung der Massen, wie sie die Art und Zahl der Bewohner und die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigung erfordert, hätte insbesondere die nötige Fläche zu ihrer Voraussetzung. Das Ausmaß dieser Fläche aber ist von den bisherigen Bauherren und Baumeistern der Weltstädte entweder nicht erkannt, oder es ist ihr aus den selbstischen Motiven einer von Sonderinteressen bewegten Klasse ihrer Bewohner bewußt verweigert worden. Aus dieser Tatsache erklärt sich vor allem, daß alles das, was in die Breite gehen mußte, in der Großstadt eintönig in die Höhe und in die Tiefe geht. Man macht keinen Unterschied mehr zwischen Gebäuden mit solchen Aufgaben, deren Art ein Bauen in die Höhe gestattet, und solchen, die unter keinen Umständen in die Höhe gebaut werden dürfen. Man steht in seiner Verlegenheit um den Platz vor der Unmöglichkeit organisch und systematisch zu verteilen. Was wir an jedem Baum und an jeder Blüte, was wir auch an jedem andern lebenden Wesen beobachten, daß jedes Organ und jede Einzelzelle am richtigen Platz stehen muß, eingegliedert in den Organismus des Ganzen, wenn dieser funktionieren und seiner Aufgabe gerecht werden soll: der Großstadt wird es von vornherein versagt. Nur auf verschwindend kleine Teile, namentlich der Großstädte, die sich nicht um einen schon von alten Traditionen getragenen zentralen Teil langsam herumkristallisiert haben, beschränken sich diejenigen Gruppen, denen sowohl nach der Bauart der einzelnen Gebäude wie nach dem Gesamtplan das Wesen eines solchen Organismus zugebilligt werden kann. Schon in deren allernächster Umgebung aber fallen alle Unterschiede zwischen solchen Plätzen und Wegen, die vorwiegend dem Verkehrsbedürfnis und der Tätigkeit des Kaufmanns, solchen, die insbesondere der Arbeit des Arbeiters an der Maschine, solchen, die nur der stillen Aktentätigkeit des Verwaltungsbeamten dienen, und wiederum solchen, in denen nicht gearbeitet sondern nur gewohnt oder geruht, gespielt, den Freuden der Tafel oder des Bechers oder den edlen Genüssen der Künste in ihren mannigfaltigen Formen gehuldigt werden soll, vollkommen weg.

Ein neues Bedürfnis tritt auf, irgendeines von den vielen, die soeben genannt wurden. Nun ist kein Organismus da, der schon seit langem den gleichen Bedürfnissen entspricht, und an dem das neue Institut wie eine kleine Zelle an einen längst vorhandenen Zellenstaat angegliedert werden kann. Und wäre ein solcher Organismus da, so wäre er sicher doch längst umwallt und erdrückt von anderen Gliederungen, die ihrerseits weder selbst wachsen können noch jenem Organismus ein Wachstum gestatten. Wie hat man sich nun geholfen? Gleichviel, was für ein Bedürfnis vorlag, man suchte nur einfach nach irgendeiner kleinen oder größeren Lücke, die aus irgendeinem Zufall heraus im hochaufgefüllten Steinbaukasten der Stadt noch geblieben war, und setzte die Gebäude dahin, wo eben diese Lücke klaffte. Ob sie dort an ihrem Platz lagen oder nicht, ob sie dort zur Geltung kamen oder von ihrer Umgebung erdrückt werden mußten, darauf wurde keine Rücksicht genommen. Auf das kostbarste Material der Großstadt, nämlich auf die Menschen, gab man bei diesem Vorgang am allerwenigsten acht. Irgendwie mußte ihnen ja Platz geschaffen werden, aber wo und in welcher Weise, das war völlig gleichgültig und wurde dem Zufall, der Gelegenheit und der Flickarbeit überlassen. Der Städtebau war eben nicht der Menschen wegen da, sondern die Menschen des Städtebaus wegen.

So kam es denn, wie es kommen mußte: Die irdischsten unter den unvollkommenen Einrichtungen dieser Welt, jene Betriebe, in denen die Kohle als Grundlage für Energieerzeugung und Produktion dient, begannen das ganze Bild zu beeinflussen und zu beherrschen und ihre Macht über alle Bewohner der Großstädte, je mehr sich deren Bedürfnisse und damit diese Betriebe mehren mußten, von Tag zu Tag in höherem Maß auszubreiten.

Wer dem unmittelbaren Bereich dieser Schädlinge noch einigermaßen entfliehen konnte, der tat es. Der Reiche, der in der Großstadt Reichgewordene, hielt es nicht für seine Pflicht die Güter, die ihm die Weltstadt geschenkt hatte, nun auch in ihrem Interesse anzuwenden sondern kehrte ihr den Rücken und überließ sie ihrem Schicksal. Der Arme aber, der durch die verfehlte Anlage der Weltstadt gezwungen war an dem gleichen Ort, wo er seiner von Gift und Schmutz belasteten Arbeit nachgehen mußte, auch noch zu wohnen, der infolge der Lage seiner Arbeitsbetriebe genötigt war seine eigenen Wohnquartiere mit dem selben Qualm und Rauch zu vergiften, den er schon tagsüber in der Werkstätte einatmen mußte, war nicht so glücklich wie jener. Seine und seiner Kinder Lungen waren beständig dem Atem der Arbeit ausgesetzt. Seine Muskeln konnten sich nur teilweise betätigen und ließen andere Partien seines Körpers verkümmern. Ein Geschlecht entstand, das man unter der Bezeichnung Industriebevölkerung wie zu einer eigenen Rasse zusammenfaßte, die durch eine große Kluft von dem übrigen Volk getrennt war. Das alles waren die Folgen des gewaltigen Fehlers, daß man eine Entwicklung, wie sie namentlich mit dem Eintreten eines Großstaats in den Weltmarkt, mit einem Zurücktreten der Rohstoff- und agrarischen Erzeugung und einer dementsprechenden Industrialisierung der gesamten Produktion stets verbunden ist, weder hatte vorausschauen noch irgendwie meistern können.

Großstadtbildung ist die natürliche und notwendige Folge der Industrialisierung eines Hochkulturstaats, sie ist zwangsläufig verbunden mit der Ankoppelung eines solchen Staats an den Weltmarkt. Und doch ist es nicht

notwendig Großstädte, so wie es bisher war, als häßliche und regellose, mit einer Schmutzkruste bedeckte und von giftigen Gasen erfüllte Steinhaufen, bestehen zu lassen. Denn die Großstadtbildung, die für den modernen Hochkulturstaat eine vitale Notwendigkeit ist, und die Verteilung von Großstädten der Art, wie sie eben geschildert wurde, sind keineswegs Tatsachen, die einander ausschließen. Die Großstädte, unter denen unsere Zeit leidet, konnten nur dadurch entstehen, daß das wahre Wesen der Weltstadt von keinem ihrer Baumeister bis in die Tiefe durchschaut worden ist. Auch kann die Plötzlichkeit, mit der das Bedürfnis nach Weltstädten auftrat, als mildernder Umstand in die Rechnung derer gestellt werden, die beim Aufbauen die schweren Fehler begingen, unter deren Folgen wir heute stehen. Der Städtebau der Zukunft wird nicht mehr als ein gesonderter Vorgang betrachtet werden können. Er wird im Rahmen des Welt- und Staatenbaus als wirklicher Städtebau, nicht als regellose Zusammenpressung von Menschen und Bildung von Steinhaufen, sich nur in organisch gegliederten Wirtschafts- und Arbeitskomplexen so vollziehen können, daß eine, dem gesamten Funktionssystem entsprechende Konstruktion, ein Bewegungsorganismus, der sich auf dynamische Gelegenheiten logisch aufbaut, entsteht. Für Europas Gesundheit bedeutet der produktive Zusammenschluß des Festlands auf konstruktiver Grundlage auch die natürliche Voraussetzung der kommenden europäischen Groß- und Weltstadt.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialistische Bewegung / Wally Zietz

Zietz †

Am 27. Januar starb in Berlin Luise Zietz, fast 57 Jahre alt. Eine chronische Krankheit hatte sie seit Jahren oft für Wochen ans Krankenlager gefesselt; aber sobald es ihr möglich war, widmete sie sich wieder ihrer Partei- und parlamentarischen Arbeit, bis sie während einer Reichstagssitzung jäh zusammenbrach. Wieder ist eine der prominenten Erscheinungen aus der großen Zeit der deutschen Arbeiterbewegung dahingegangen, ein Mensch, der aus tiefer Überzeugung zum Sozialismus gekommen war, und für den er den Inhalt des Daseins bedeutete.

Luise Zietz stammte aus ärmsten Verhältnissen. Nach einer entbehrungsreichen Jugend hatte sie sich von der Volksschule aus zur Kindergärtnerin herangebildet. Im Jahr 1892 trat sie der Sozialdemokratie bei. Ihre freie Zeit verwandte sie dazu sich Kenntnisse anzueignen. Bald wurde sie eine der eindruckvollsten Rednerinnen und Agitatorinnen. 1908 berief man sie in den Parteivorstand zur Leitung der Frauenagitation. Sie gehörte ihm bis zur Spaltung der Partei an und trat nach dieser mit Haase

zusammen in den Vorstand der von ihnen begründeten Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft, der spätern Unabhängigen Sozialdemokratie, ein. Die Unabhängigen, deren bedeutendste weibliche Kraft sie war, wählten sie 1919 in die Nationalversammlung und 1920 in den Reichstag. Hier gehörte sie zu den am schärfsten Hervortretenden unter den weiblichen Mitgliedern und errang sich durch ihr oft zwar sehr schroffes, doch stets mutiges Auftreten auch Achtung und Sympathieen unter vielen Mitgliedern anderer Fraktionen. Sie war in erster Linie Rednerin. In ihrem Fanatismus war sie häufig genug unobjektiv und ungerecht. Doch nahm sie durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Natur gefangen. Kein Wunder, daß sie eine mächtige Wirkung auf die Arbeiterschaft übte, vor allem auf die Frauen ihrer Klasse, deren Leid sie am eigenen Leib mitgelitten hatte, und die sie durch ihren Glauben an das Nahen einer sozialistischen Gesellschaft zu beglückender Hoffnung entflamnte.

Im Guten wie im Tadelswerten konnte Luise Zietz so recht als das Prototyp der proletarischen Kämpferin aus jener nun versunkenen Epoche der sozialistischen Gläubigkeit, in vieler Hinsicht zugleich als das Prototyp der weiblichen Politikerin gelten. Die Stärke ihres Ge-

fühls, ihre Zähigkeit und ihr Wahrheitsmut ließen sie bis zur völligen Selbstentäußerung in der Bewegung aufgehen. Auf der andern Seite unterschätzte sie, wie es bei Frauen fast die Regel zu sein pflegt, absolut die Hindernisse, die der Erreichung des sozialistischen Ziels entgegenstehen. Auf eine einzige gerade Linie eingestellt, erschien ihr alles Daneben und Dagegen als etwas Störendes, das sie verwirrte und in ihrem einfachen Glauben hemmte. Daher war sie, wiederum wie die Mehrzahl der Frauen, von Anfang an gegen jeden Revisionismus eingenommen, daher verstieß die Bewilligung der Kriegskredite gegen ihre proletarische Empfindung, und sie bekämpfte sie im Parteivorstand mit Haase zusammen von Kriegsbeginn an, ohne daß sie sich über deren Natur klar wurde (hierin allen Verneinern und auch der Mehrzahl der Bewilliger gleich). Freilich gab es bei ihr auch eine Grenze des Dogmatismus. Sie war doch zu einsichtsvoll, um sich *allen* Argumenten zu verschließen, und die wilde Jagd der Unabhängigen zum Bolschewismus hin (die Todsünde, die diese, übrigens im Verein mit den Mehrheitsozialisten, begangen haben) hat sie schließlich nicht mehr mitgemacht. In Einzelfragen war sie auch für der ihrigen an sich entgegengesetzte Überzeugungen zu gewinnen, sobald ihr die Gründe gewichtig genug erschienen. Ihre Wirkung auf die Massen aber, wie sie in solchem Maß dem kritischen Geist kaum jemals eigen sein wird, beruhte doch vor allem auf jenem Zusatz von Fanatismus und Ungrenztheit. Anziehend durch die Kraft ihres Temperaments, die aus dem glühenden Auge sprach, mußte sie auch der menschlich schätzen, der politisch nicht mit ihr übereinstimmen konnte.

Luise Zietz ist auch literarisch mit einer ganzen Anzahl Broschüren hervorgetreten. Sie schrieb unter andern Zur Frage der Frauenerwerbsarbeit, Zur Frage des Mutter- und Säuglingsschutzes, Die Frauen und der politische Kampf, Die Sozialdemokratie und die Landarbeiter; dazu kleine, viel verbreitete Agitationschriften wie Gehörst du zu uns? und Bist du eine der Unsrigen?

**Dschibladse** † Der Begründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Georgiens Sylvester Dschibladse ist in der Nacht zum 17. Februar in Tiflis gestorben. Über das Leben und den Märtyrertod dieses alten sozialistischen Führers wird uns von georgischen Genossen das folgende ge-

schrieben: »Als junger Student schloß sich Dschibladse der revolutionären Bewegung an und wurde im Jahr 1885 zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt. Ungebrochenen Mutes verließ er das Zuchthaus und widmete sich ganz der sozialistischen Bewegung. Er war der Begründer der ersten geheimen sozialistischen Zirkel in Georgien, des Fundaments der spätern georgischen Sozialdemokratie. Mit einer seltenen Selbstverleugnung und einer Energie sondergleichen stand er 40 Jahre hindurch an der Spitze der georgischen Partei. Dschibladse war der erste Vertreter der georgischen Arbeiter, der von diesen, im Jahr 1900, nach Petersburg entsandt wurde, um eine reguläre Verbindung mit den russischen Genossen herzustellen. Im Jahr 1903 war er einer der Initiatoren des Bezirksverbands der sozialdemokratischen Organisationen Transkaukasiens. Dies trug ihm eine längere Gefängnishaft mit nachfolgender Verbannung nach Sibirien ein. Die Amnestie der Oktoberrevolution 1905 ermöglichte seine Rückkehr nach Georgien. Der politischen Polizei war er aber dort schon derartig bekannt, daß er nicht mehr offen auftreten konnte und unter falschem Namen leben mußte; seine Arbeit setzte er rastlos fort. 1910 ereilte ihn wieder das Geschick, und er wanderte wieder in die Verbannung. Bei den Wahlen in die allrussische Konstituierende Versammlung /1917/, bei denen zur georgischen Konstituante /1918/, in den Tifliser Arbeiterdelegiertenrat usw. setzte die Partei seinen Namen immer an die erste Stelle der Kandidatenliste. Nach der Okkupation Georgiens durch die Moskauer Truppen im März vorigen Jahres wurde der alte Kämpfer, der seinen Posten nicht verlassen hatte, von den Agenten der Okkupationsbehörden ins Gefängnis geworfen. Sie wußten, was sie taten: Im schwachen Körper dieses Greises lebte ein stolzer, feuriger Mut, eine sittliche Kraft, die ihnen gefährlich werden konnte. Und sie ließen ihn einkerern. Das Gefängnisregime war für ihn eine wahre Tortur. Und erst, als er schwerkrank monatelang in der Gefängniszelle darniederlag und die Außerordentliche Kommission zur Überzeugung gelangt war, daß sein Zustand völlig hoffnungslos sei, öffnete sie ihm die Pforten des Kerkers. Vielleicht auch aus einem andern Grund: Der qualvolle Tod des Genossen Tschitschinadse, der zusammen mit Dschibladse und Hunderten anderer Genossen eingekerkert war, hatte

die Arbeiter derart erbittert, daß die Okkupationsbehörden es vorzogen ihn außerhalb der Gefängnismauern sterben zu lassen. Aber er wollte nicht sterben und hatte nur den einen Wunsch: am Befreiungskampf der georgischen Arbeiterklasse mitzuwirken und der Freiheit seines Volkes sich bis zum letzten Atemzug zu widmen. Die Inquisitionen der Außerordentlichen Kommission hatten dem Greis den letzten Rest seiner physischen Kräfte geraubt, seinen Geist aber konnten sie nicht töten. Gefesselt an sein Krankenlager, den Tod stündlich vor Augen, führte der Greis in den letzten 6 Monaten seines Lebens ein "illegales" Dasein und stand ununterbrochen in Verbindung mit seinen kämpfenden Parteifreunden, die vor einem Jahr noch die Vollgewalt der Macht in ihren Händen hatten und heute eine unterirdische Existenz fristen. Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst. 40 Jahre stand Dschibladse ununterbrochen im aktiven Dienst des Proletariats. Ungebrochen kehrte er heim aus den zarischen Katorgakasematten, aus den sibirischen Eiswüsten. Aber die letzten Monate bolschewistischer Inquisition wogen schwerer als Jahre alter sibirischer Verbannung. Gehezt von den Agenten der Okkupationsbehörden konnte der Alte bei seinen Familienangehörigen nicht bleiben und erlosch in unsäglichen Qualen, ohne ärztliche Hilfe und in bitterer Not, im elenden Gehäuse eines befreundeten Proletariers. Erst seine Leiche konnte zu seinen Familienangehörigen gebracht werden. Die Trauerkunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und versetzte die gesamte Bevölkerung in Trauer. In allen Kirchen wurden Trauergottesdienste zelebriert, und die Arbeiterschaft rüstete zu einer des Alten würdigen Trauerkundgebung. In der Nacht zum 19. Februar wurde die Wohnung, in der Dschibladses Leiche aufgebahrt war, von der politischen Polizei der russischen Okkupationsbehörden besetzt. Von rohen betrunkenen Soldaten wurde die Leiche gewaltsam weggeschafft. An einem unbekanntem Ort wurde unterdessen von Polizisten ein Grab ausgehoben, in später Nachtstunde wurde der Sarg versenkt und das Grab unkenntlich gemacht. Die letzte Ruhestätte des rastlosen Kämpen konnte in den nächsten Tagen nicht ausfindig gemacht werden.«

»Der "alte Sylva", wie ihn die Arbeiter nannten«, so schließt der Nachruf, »war ein Greis mit schneeweißem Haar, mit

einem Apostelgesicht wie aus Marmor gemeißelt, aber mit dem blitzenden Auge eines Jünglings. Er besuchte in Tiflis alle größeren Arbeiterversammlungen und fühlte sich dort wie ein Vater umringt von seinen Kindern. Seine ungeheure Popularität und die Verehrung, die die Arbeiterschaft ihm entgegenbrachte, ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß er eines der ersten Opfer sein würde, wenn es den russischen Bolschewisten gelingen würde das Land zu erobern. Er lehnte es aber entschieden ab das Land zu verlassen und wollte mit der Arbeiterschaft auch die schwersten Prüfungen teilen. Und ebenso wie früher bei parlamentarischen Wahlen stand er jetzt auf der bolschewistischen Proskriptionsliste an erster Stelle und war einer der ersten, die ins Gefängnis geworfen wurden. Von 1883 bis 1917 hat Dschibladse so manches Gefängnis kennen gelernt und verließ es immer mit stolzem Mut. Auch diesmal schreckte ihn anfangs das Gefängnis nicht, als er nachts aus seiner Wohnung geholt wurde. Bitter war nur der Gedanke, daß die Proskriptionsliste von Renegaten aufgestellt wurde, die einst — seine Schüler waren. Sie kamen aus Moskau zusammen mit den russischen Truppen und übernahmen von den Okkupationsbehörden eine Funktion, in der sie höchste "Kompetenz" besaßen; die physische Ausrottung aller bedeutenden Kräfte der Sozialdemokratischen Partei. Unter diesen Renegaten waren manche, die er und Noe Jordania aus dem Staub, aus dem Straßenschmutz geholt und zu Menschen gemacht hatten. Sie hatten jetzt den Henkern den Weg zu ihm gezeigt. Was der Greis in den 5 Monaten seiner Gefängnishaft zu erdulden hatte, übertraf alle Grauen der alten zaristischen Katorgakasematten von Orel und erinnerte an die Schilderungen der Horthyschen Folterkammern in Ungarn.«

Dies das Schreiben unserer georgischen Genossen, dessen Inhalt jeden, der überhaupt noch nach 4 Jahren Krieg und 4 Jahren Bolschewismus menschlich fühlen kann, aufs tiefste ergreifen wird. Die "Großmutter der Revolution", Katharina Breschkowskaja, hatte vor 4 Jahren wahrlich recht, als sie, die eben erst aus Sibirien zurückgekehrt war und nun, nach den kurzen Monaten des sozialrevolutionären Regimes der wahrhaften Freiheit und Brüderlichkeit in Rußland, die bolschewistische Gegenrevolution erleben mußte, das Wort von der »goldenen Zeit des Zartismus« sprach.

**Internationale  
Verständigung**

Am 4. Februar sollte in Paris eine Konferenz der sozialistischen Parteien aus Deutschland, Frankreich, England, Belgien und Italien zur Besprechung der Reparations- und Entwaffnungsfrage stattfinden, die der bevorstehenden Genueser Konferenz gleichsam die sozialistischen Richtlinien für die Lösung dieser Probleme liefern wollte. Da die Deutschen durch den Eisenbahnerstreik an der Reise verhindert waren, vertagte man sich wieder, und die französischen Sozialisten sandten am 6. Februar ein Einladungsschreiben an die beiden deutschen sozialistischen Parteien zur Beschickung einer neuen Fünfländerkonferenz, die nun in Frankfurt am Main, und zwar vom 25. bis zum 27. Februar, stattfand. Die Sozialdemokratie hatte 10 Vertreter dahin entsandt, die Unabhängigen 8, und auch die Kommunistische Arbeitsgemeinschaft wurde mit 2 Vertretern, Levi und Däumig, zugelassen. Da man befürchtete, es könnten zwischen den auf verschiedenem Boden stehenden nationalen Parteien, die hier zum erstenmal wieder gemeinsam beratschlagten, ernstliche Differenzen ausbrechen, wurde die Presse ausgeschlossen; man wollte für die Öffentlichkeit nur zusammenfassende Communiqués ausgeben. Die Besorgnisse erwiesen sich jedoch als unbegründet. Meinungskämpfe traten nur in einzelnen Punkten, und auch hier mehr innerhalb der nationalen Richtungen hervor, während zum Beispiel gerade die französische "radikale" Sozialistische Partei und die deutsche Sozialdemokratie sich von vornherein in allem auf den gleichen Boden stellten. Der Vorsitzende Paul Faure meinte in seinem Schlußwort, die geschichtliche Bedeutung dieser Zusammenkunft werde größer sein als man jetzt zu übersehen vermöge.

Zu den beiden oben genannten Beratungsgegenständen waren von den französischen und den englischen Genossen (Léon Blum und Tom Shaw) Denkschriften ausgearbeitet worden, die in besonderer, aus Vertretern aller Nationen zusammengesetzten Kommissionen zu je einer Resolution zusammengefaßt wurden. Beide Resolutionen wurden nach der Einigung über die bald noch zu nennenden Differenzpunkte einstimmig angenommen.

Zur Reparationsfrage wurde vor allem gesagt: »Am Vorabend der Konferenz in Genua konstatieren die Delegierten... den offenbaren Bankerott der Politik des Zwanges und der Gewalt, die bisher den

Wiederaufbau der Weltwirtschaft verhindert hat... Die Frage der Leistungsfähigkeit Deutschlands steht in unlösbarem Zusammenhang mit der Gesamtweltwirtschaft, insbesondere mit dem Wiederaufbau Rußlands. Die Erörterung in Genua ist daher unerlässlich... Die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete muß von Deutschland in vollem Umfange seiner Leistungsfähigkeit übernommen werden... Einerseits ist Deutschland von den nächsten Zahlungen Frankreich und Belgien gegenüber zu befreien, andererseits gilt es die Wiedergutmachung durchzuführen, ohne dazu Maßnahmen heranzuziehen, die zur Verelendung des deutschen Proletariats führen, Deutschlands Währung erdrücken und die Ausfuhrprämien noch steigern, die zum großen Teil auf Kosten der Arbeiterlöhne erhoben werden.« Als geeignete Maßnahmen schlug die Resolution vor: Annahme eines Systems von Natural- und Arbeitsleistungen, Schaffung eines internationalen Wiederaufbauinstituts, das Rohstoff und Arbeitskräfte dem Wiederaufbau dienstbar machen soll; Befreiung Deutschlands von der Übernahme der Kriegspensionen der anderen Länder, Streichung der internationalen Schulden, soweit sie aus dem Krieg erwachsen sind; Vorschüsse an die Länder, deren Kauf- und Produktionsfähigkeit niedergebrochen ist; Gründung eines internationalen Instituts für Wiederaufbau und Kreditgewährung, um den verwüsteten Ländern Mittel zur Wiederherstellung, den von Hungersnot heimgesuchten Hilfe bringen und die Zahlung von Pensionen an die Kriegsoffer nach Möglichkeit internationalisieren zu können; Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts für alle Streitigkeiten, die sich aus der Ausführung dieses Wiederaufbauplans ergeben. Das Werk des Wiederaufbaus werde auch nur durchgeführt werden können, wenn dem Geist der Feindschaft und der Völkerrivalitäten ein Ende bereitet und »der Politik des Zwanges eine Politik der gegenseitigen Hilfe und der Volkssolidarität entgegengesetzt« werde. Es sei Aufgabe der Arbeiterklassen dies mit allen Kräften zu bewirken.

Paul Levi protestierte dagegen, daß man von einer »moralischen Verpflichtung« Deutschlands zum Wiederaufbau spreche, während der ausschließlich Schuldige an den Zerstörungen doch der »Kapitalismus« sei, und der Unabhängige Dißmann gab ihm »prinzipiell«, recht. Die Franzosen fürchteten, die deutschen Genossen wollten sich damit etwa von neuem ihrer

Verpflichtung zur Wiedergutmachung gegenüber Frankreich entziehen. Wels trat verständigerweise hier gegen die Levischen Redensarten auf. Er betonte: man müsse die Schuld Deutschlands an dem Einmarsch in Belgien wie an den, über die militärischen Notwendigkeiten hinausgehenden Kriegszerstörungen anerkennen, und auch die Unabhängigen erklärten, daß sie praktisch nichts gegen die Reparationsleistungen Deutschlands gesagt haben wollten. Damit war die Einigkeit wiederhergestellt, und auch Levi stimmte seinen Einwendungen zum Trotz für die Resolution.

Als bemerkenswert ist aus der Diskussion noch folgendes zu erwähnen: Der Unabhängige Dittmann setzte sich für die Festsetzung einer billigen Reparationssumme ein, weil zu hohe Forderungen von den deutschen Kapitalisten zur weitem Verelendung der Arbeiterschaft und zu einem Angriff auf den Achtstundentag ausgenutzt würden. (Also über die bloße Festlegung schematischer Arbeitszeitverkürzung kommt diese "sozialistische" Wirtschaftspolitik nicht hinaus. Von der Pflicht der Arbeiterklasse zu erhöhter Produktion während der Wiederaufbauperiode war hierbei nicht die Rede.) Silberschmidt wandte sich vom gewerkschaftlichen Standpunkt gegen freie, zwischen der französischen und der deutschen Industrie vereinbarte Sachlieferungen, die die Gefahr der Züchtung von Reparationsgewinnern in sich bergen; es müsse verlangt werden, daß die Gewerkschaften eine Kontrolle über Preisfestsetzung und Arbeitsverteilung hätten, da so auch ein Einfluß auf die Verminderung der Arbeitslosigkeit geübt werden könnte.

Alles in allem zeigte die Reparationsdebatte, daß der internationale Kongreß von der Erfassung des eigentlichen Kerns der Materie, von den Forderungen einer produktiven Politik, weit entfernt war. In der Resolution zur Abrüstungsfrage sprach sich die Konferenz für die Aufhebung der militärischen Sanktionen und Okkupationen aus. Die deutsche Arbeiterschaft solle sich verpflichten durch ihre Berufsorganisationen weiter scharfe Kontrolle zu üben, um die Entwaffnung aufrechtzuerhalten, Herstellung neuen Kriegsmaterials und dergleichen zu verhindern, die Arbeiterparteien der anderen Länder würden für immer weitere Rüstungseinschränkungen eintreten. Das Problem der allgemeinen Abrüstung sei auf einer Konferenz aller sozialistischen Parteien der Welt zu erörtern. Die Kon-

ferenz erkläre sich ferner mit den Beschlüssen der Metall-, Berg-, Transportarbeiter usw. einverstanden: jeden neuen Krieg mit dem Generalstreik zu beantworten. Also auch hier keine merkliche Abweichung von den internationalen Methoden der Vorkriegszeit, die gerade im und durch den Krieg ihre Wertlosigkeit gezeigt hatten.

Longuet im Populaire, Serrati im Avanti und auch Vandervelde in einem Interview sprachen nach Beendigung der Frankfurter Konferenz ihre Befriedigung über deren Ergebnis aus. »Wir kehren«, sagte Vandervelde, »von Frankfurt, wo zum erstenmal seit 1914 die allen Schattierungen sozialistischen Denkens angehörenden Kämpfer von Frankreich, England, Deutschland, Italien und Belgien in einem Geist der Herzlichkeit und der wirklich vollkommenen Übereinstimmung zusammengekommen waren, so befriedigt wie nur irgend möglich zurück.«

**Internationale Einigungsbestrebungen** Während die Frankfurter Tagung nur einer gemeinsamen sozialistischen Lösung bestimmter aktueller Fragen dienen sollte, sind schon vor längerer Zeit Schritte getan worden eine Konferenz aller 3 Internationalen vorzubereiten, um endgültig die Einigung sämtlicher proletarischer Parteien wiederherzustellen.

Schon im Januar dieses Jahres hatte die Internationale Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien (die in der Wiener Arbeitsgemeinschaft vereinigten Parteien) einen Aufruf erlassen, der die Exekutiven der 3 Internationalen aufforderte gemeinsam die Frage zu prüfen, ob man nicht auf einer allgemeinen, sämtliche Richtungen umfassenden Zusammenkunft versuchen solle diese Einigung von neuem zu bewirken. Die Exekutive der Zweiten Internationale schlug daraufhin vor in einer mündlichen Aussprache mit der Wiener Arbeitsgemeinschaft eine Klärung der Frage herbeizuführen. Diese Aussprache fand in Frankfurt unmittelbar vor der Fünfländerkonferenz statt. Sie führte zu dem Ergebnis, daß die Exekutive der Zweiten Internationale sich bereit erklärte an der Vorbesprechung für eine solche Tagung auch im Verein mit den Vertretern der sogenannten Dritten Internationale teilzunehmen. Freilich unter dem Vorbehalt, daß sie bei dieser Gelegenheit die Frage Georgiens und des Selbstbestimmungsrechts der Völker wie die der Befreiung der politischen Gefangenen aufrollen würde,

und man den unbedingten Eindruck gewann, daß die Bolschewisten mit aufrechten Wünschen der Einigung und nicht vielmehr zu dem Zweck auf der einzuberufenden Konferenz erschienen von neuem Zwietracht zu säen und "Zellenbildungen" zu versuchen. Die Bolschewisten berieten über die Anfrage in einer Sitzung ihrer erweiterten Exekutive, die Ende Februar stattfand. Sinowjew sprach dort zu dem Thema in einer äußerst charakteristischen Art. Er behauptete, die Kommunisten (wie sich bekanntlich die Bolschewisten nennen: *lucus a non lucendo*) seien stets für die Einigkeit des ganzen Proletariats eingetreten. Zunächst sei freilich die Spaltung notwendig gewesen; niemals aber habe sie Selbstzweck sein sollen sondern nur Voraussetzung zur Schaffung einer wahren Einheit. Die Kommunisten wollten sich jetzt »an die Spitze einer Bewegung für ein geschlossenes Vorgehen aller Arbeiterparteien« stellen. Im übrigen besteht ein gewisser Gegensatz zwischen Sinowjew und der "radikalern" Richtung unter Führung Radeks. Diese enthüllte offen die Absichten, die sie bei der eventuellen Beschickung der Konferenz verfolgt. Die Führer der Zweiten Internationale und der Wiener Arbeitsgemeinschaft sollten dort eine Antwort darauf geben, ob sie wirklich für die Forderungen des Proletariats kämpfen wollten. Die Kommunisten müßten dafür sorgen nicht nur den Vortrupp sondern die Mehrheit der ganzen Arbeitergemeinschaft für sich zu haben. Der Vertreter der französischen Kommunisten in Moskau Daniel Renoult wandte sich schon dort sehr scharf gegen ein Zusammengehen mit der Sozialistischen Partei. Die französischen Syndikalisten würden sich weigern an einer gemeinsamen Konferenz mit den Sozialisten teilzunehmen. Auch an der Frankfurter Tagung hatten sich die kommunistischen Parteien ja nicht beteiligt. In der Humanité motivierte dies Rappoport unter anderm so: »Ja, die Kommunisten sabotierten, sabotieren und werden sabotieren die Einigkeit der Arbeiter mit den Kapitalisten, die Einigkeit der Ausgebeuteten mit den Ausbeutern, die Einigkeit der Schlächter mit den Hingeschlachteten.« Damit halte man auch den bekannten Ausspruch Lenins zusammen, der mit der ihm eigenen kalten Bedenkenlosigkeit erklärte, man werde gegen die Menschewisten, falls sie sich nicht fügten, jetzt einen neuen terroristischen Feldzug eröffnen; und vor allem dann die Massenverhaftungen der

Sozialrevolutionäre, die vor ein sogenanntes Tribunal gebracht werden, das sie abschlichten soll. Nach alledem durfte man sich eigentlich darüber klar sein, welche Art sozialistischer "Einigkeit" man nach wie vor in Moskau anstrebt. Aber die Sanftmut der Zweiten Internationale im Verein mit der Schaukelgesinnung der Wiener Arbeitsgemeinschaft läßt sich auch dadurch nicht abschrecken. So fand denn vom 2. bis zum 5. April in Berlin eine Vorbesprechung der Einigungskonferenz zwischen Vertretern aller 3 Exekutiven und der keiner der Internationalen angehörenden italienischen Partei statt.

Ihr Verlauf bestätigte die Sinnlosigkeit eines solchen Versuchs. Gleich nach der Eröffnung kam es zu einem Zusammenprall. Die Bolschewisten protestierten mit gewohnter Unverfrorenheit gegen die Anwesenheit des Führers der russischen Sozialrevolutionäre Tschernow (also des eigentlichen Vertreters des russischen Sozialismus, das Mannes, dessen Agrarprogramm die Bolschewisten annektiert hatten, um sich damit die Sympathien der Bauern zu erschleichen, was ihnen freilich nicht gelungen ist). Die erste Konzession der Konferenz war, daß man Tschernow nur als »Journalisten« zuließ. In der Eröffnungsrede forderte Vanderfelde, daß den obengenannten Bedingungen vor allen Einigungsverhandlungen genügt sein müsse. Radek antwortete, indem er sich über die Sozialisten zu Gericht setzte. MacDonald legte dann noch einmal die Forderungen der Zweiten Internationale dar. Dagegen sprach Serrati im wesentlichen bolschewistisch, und Otto Bauer suchte echt österreichisch zu vermitteln. Nach vielstündigen Kommissionsverhandlungen hatte man dann eine »gemeinsame Erklärung« zusammengestoppelt, die die Einsetzung eines 9gliedrigen Organisationskomitees zur Vorbereitung für weitere Konferenzen vorschlägt, davon »Kenntnis nimmt«, daß in dem sogenannten Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre keine Todesstrafe verhängt werden soll, und in Aussicht stellt, daß das Material über Georgien »geprüft« werden werde. (Was davon zu halten ist, darüber siehe den nächsten Abschnitt.) Die Berliner Besprechung ging im übrigen aus wie das Hornberger Schießen. Da die Veranstaltung einer allgemeinen Konferenz wegen der Genueser Tagung an dem Einspruch der Zweiten Internationale scheiterte, beschloß man eine »einheitliche Aktion des Proletariats gegen die kapitalistische Offensive« in einer internationalen Massen-



aktion am 20. April vor sich gehen zu lassen. Die Sozialdemokraten lehnten vernünftigerweise die Beteiligung an ihr ab. Nur die "linken" Unabhängigen demonstrierten in Berlin mit den "Kommunisten" zusammen, denen sie sich wieder ostentativ nähern. (Auch das unabhängige Zentralorgan, die Freiheit, hat einen Richtungswechsel vollzogen: Die Männer der Mitte, die das Blatt bisher leiteten, wurden von Vertretern der scheinradikalen Richtung abgelöst.) Zu dem psychologisch denkwürdigen Berliner internationalen Einigungsversuch ist nur eins zu sagen: Wenn nach allem, was seit 1917 durch den Bolschewismus in dem unglücklichen Rußland (und, wenn auch ohne Erfolg, in den europäischen Ländern) geschehen ist, die Vertreter sozialistischer Parteien sich immer noch um die in Moskau herrschende Gesellschaft von Leuten bemühen, die das Russische Reich zerstückelt, die russische Wirtschaft zerstört, das russische Volk dem Hungertod preisgegeben, die russische Menschlichkeit gemordet und den russischen Sozialismus verraten haben, wenn sie diese moralisch wie intellektuell gleich Minderwertigen immer noch als "Sozialisten" oder gar "Kommunisten" ästimmieren und eine Einigung des Proletariats ohne die Dritte Internationale ablehnen, so erkennen sie damit den Bolschewisten das Recht zu jeder neuen Bluttat zu. Genau so wie sich die russischen Menschewisten nicht über die zaristischen Methoden von Leuten beschweren dürfen, die sie selbst nach wie vor als irrende "Genossen" ansehen, und mit denen sie sich jeder Zwangsandrohung gegenüber stets "solidarisch" erklären. Gewiß ist der Bolschewismus längst für Europa gefahrlos geworden. Aber immer noch hält er Rußland in Hunger und Elend, und immer noch versteht er es eine Gruppe von Arbeitern mit seinen unwahrhaftigen Phrasen zu umnebeln. Man überlasse die Bolschewisten endlich ihrem Schicksal. Nur über und gegen sie ist eine Einigung des Proletariats zu erreichen, die überhaupt einen Sinn haben soll.

**Bolschewisten  
kontra Sozialisten**

Auf der Berliner Einigungskonferenz hatte Radek den Sozialisten das Zugeständnis gemacht, daß die Sozialrevolutionäre in dem bevorstehenden Prozeß nicht zum Tod verurteilt werden würden. Welch einen Wert dieses bolschewistische Versprechen hat, geht daraus hervor, daß nicht nur Lenin in der Prawda diese »Konzession« ausdrücklich und scharf

mißbilligte, sondern daß der Volkskommissar für das sogenannte Justizwesen Kurskij ausdrücklich erklärte, jener Verzicht der Berliner Vertreter sei für das Moskauer Gericht »nicht bindend«. Tatsächlich droht jenen Führern des russischen Sozialismus der Tod. Die Auswärtige Delegation der Sozialrevolutionäre beschwor am 21. April in einem Telegramm das internationale Proletariat die russischen Genossen dadurch zu schützen, daß es durch die Exekutivkomitees der Internationalen eine ordentliche Gerichtsverhandlung unter Teilnahme europäischer Sozialisten fordere. Zugleich macht die Delegation den sozialistischen Parteien eine Eingabe von 42 verhafteten Linken Sozialrevolutionären an die Zentralexekutive der Sowjets bekannt. Die Mitglieder dieser Partei, die zusammen mit den Bolschewisten im November 1917 die sozialistische Regierung Rußlands gestürzt und die Revolution vernichtet hat, werden nach ihren Aussagen jetzt in den »bolschewistischen Gefängnissen einem Regime ausgesetzt... das alle den sozialistischen Insassen der Kerker der Zaren so bekannten Greuel überholt«. Sie klagen die Bolschewisten an, »daß sie zur selben Zeit, da sie für jedes Zugeständnis... an das Weltkapital zu haben sind«, die Gefangenen ihrer Partei »zu erledigen suchen, indem sie sie nach Gefängnissen oder Konzentrationslagern in abgelegenen Punkten bringen lassen, in denen durch Seuchen und wilde Mißhandlungen Massenmorde erzielt werden«. Sie greifen jetzt wieder zu ihrer einzigen Waffe gegen die tierischen Quälereien ihrer Peiniger: den Hungerstreik. Auch sie müssen fürchten durch die »Gerichte« hingemordet zu werden, da diese »stets von dem Politischen Bureau der herrschenden Partei das Urteil im voraus diktiert« bekommen. Der Berliner Konferenz hatte die Auswärtige Delegation eine besondere Denkschrift über die Folterungen und Massenmorde an ihren sozialrevolutionären Genossen vorgelegt, die bis auf die Veröffentlichung einiger kurzer Stellen im Vorwärts ganz unbeachtet blieb, während ihre Feststellungen allein für jeden Menschen, geschweige denn jeden Sozialisten, genügen sollten in Bolschewismus den furchtbarsten Feind der Menschheit und Menschlichkeit zu sehen. Was da berichtet wird, übersteigt in der Tat alles, was in der Geschichte an Grausamkeit und zynisch gemeiner Gesinnung bekannt geworden ist. Man begreift nicht, daß die menschliche Natur sich so tief erniedrigen kann, noch weniger, daß diese

Bestien, die Instrumente und vor allem die Anstifter dieser Martern nicht längst der Rache anheimgefallen sind! Eine der beliebtesten Methoden dieser Schinder ist es die zum Tod Verurteilten zum Richtplatz zu führen, sie an die Wand zu stellen, aber absichtlich vorbei zu schießen, um die Opfer 2- oder 3mal der Qual der Todeserwartung überliefern zu können. »Durch die Drohungen den Vater zu erschießen, wurde... eine gewisse W. dermaßen seelisch gepeinigt, daß sie auf irgendeine Abmachung einging, aber dann ihren Austritt aus der Sozialrevolutionären Partei ankündigte und versuchte ihrem Leben auf die gräßlichste Weise ein Ende zu machen: durch Selbstverbrennung.« An einem Gefangenen wurde zuerst die geschilderte Vorübung des Erschießens vollzogen, dann unterwarf man ihn »noch einer gemeineren Folter: In der Nacht wurde ihm in der Ferne gezeigt, wie eine Frau und ein Kind, welche falsch für die Seinen ausgegeben wurden, neben einer offenen Grabstelle standen und auf sie gefeuert wurde.« Einen andern fuhr man »nach dem üblichen Erschießungsmanöver« während des Frühlings in einem Auto spazieren, »um ihm zu zeigen, wie schön das Leben sei, dann wurde das selbe Manöver des Füsilierens wiederholt, vorher zwang man ihn jedoch sein eigenes Grab zu graben«. Daneben werden die furchtbarsten Foltermethoden angewandt. Und in Kenntnis aller dieser Tatsachen sagte das Haupt der Dritten Internationale: »Die Rote Armee und die Tscheka bilden den Ruhm und die Ehre unserer Partei.«

Das sind die Menschen, mit denen sich die Sozialisten aller Länder in Berlin zu "einigen" suchten.

**Kurze Chronik** In der letzten Dezemberwoche 1921 tagte in Berlin ein *internationaler Anarchistenkongreß*, dem Vertreter aus fast allen europäischen Ländern sowie aus den Vereinigten Staaten, Canada, Sibirien, China usw. beiwohnten. Der Kongreß erklärte in seiner Resolution: »Der internationale Anarchistenkongreß konstatiert mit Genugtuung, daß die Anarchisten aller Länder Gegner jeder Diktatur sind.« Sehr lebhaft wurde auf dem Kongreß über die russischen Zustände und die Verfolgung aller Andersdenkenden durch die Bolschewisten gesprochen. Eine von Lyoner Anarchisten vorgelegte Resolution forderte, daß man ein Ultimatum an die "Sowjetregierung" richte mit der Drohung an "Sowjetvertretern"

im Ausland Repressalien zu üben, wenn die in Rußland eingekerkerten Anarchisten nicht freigelassen würden. ◊ Bei der Nachwahl zum *englischen Unterhaus* in dem Londoner Bezirk North Camberwell erhielt der Vertreter der Arbeiterpartei 7854, der der Konservativen 6717 Stimmen. Von 17 Sitzen, die die Koalitionsparteien seit 1918 eingeübt haben, ist dies der 12., den die Arbeiterpartei gewann.

#### Literatur

Julian Gumperz gab in einem 374 Seiten starken Buch Reden und Aufsätze *Karl Liebknechts* heraus /Hamburg, Cahnbley/. Und zwar nach zusammenfassenden Themen oder Stichworten geordnet, wie Gegen den Militarismus, Gegen den Reformismus, Für die russische Revolution usw. Dadurch sollte der Inhalt und die Intensität der Strebungen Liebknechts besonders hell beleuchtet werden. Meines Erachtens hat diese Einteilung dem Buch den Wert gemindert, den es als Dokument einer seelischen Entwicklung hätte haben können. Denn nur an der Hand chronologisch an einander gereihter Zeugnisse für seine politischen Auffassungen konnte sich vielleicht ein schärferes Bild von der Art und den inneren Motiven dieser Persönlichkeit entrollen, das man jetzt nur schwer danach zu konstruieren vermag. Der Herausgeber sagt: »Karl Liebknecht war nicht von allem Anfang an der revolutionäre Kämpfer, als den wir ihn heute sehen.« Das zeigt sich in der Tat in seinen Parlamentsreden aus der Vorkriegszeit, die sich oft sehr ruhig und sachlich mit einem bestimmt umrissenen Thema befassen und sich auch im Ton nicht allzu sehr von denen anderer Sozialdemokraten unterscheiden. Denn auch in seiner Feindschaft gegen den Militarismus <seine Schrift Militarismus und Antimilitarismus /1907/ trug ihm bekanntlich den ersten Hochverratsprozeß ein> bewegte er sich durchaus in dem inneren der Partei üblichen Anschauungskreis. Erst während der Kriegszeit verschärfte sich rasch der Gegensatz zu allen, auch den ihm nächststehenden Fraktionsmitgliedern. In dem ersten Spartacusbrief wendet er sich erbittert gegen die »Dezembermänner von 1915«, die 20 Genossen, die damals die Kriegskredite ablehnten. »Die Erklärung vom 21. Dezember weicht einer Stellungnahme zu jedem Grundprinzip jämmerlich aus. Sie... unterscheidet sich von der Mehrheitspolitik des Regierungsoffiziösentums

sans phrase nur durch geringere Folgerichtigkeit. Jedes Zugeständnis an sie bedeutet Kapitulation vor der Mehrheitspolitik.« In Karl Liebknecht hat sich schon damals die Überzeugung befestigt, daß nur die offene Auflehnung der Arbeiterschaft gegen die Fortführung des Kriegs, die "direkte Aktion" des Proletariats etwas ausrichten könne; das Parlament ist ihm nur noch eine »Schwatzbude«. Damit war der schroffe Gegensatz zu den Unabhängigen auch nach der Revolution gegeben. In den Leitsätzen vom 28. November 1918 tritt dieser Gegensatz in voller Schärfe hervor. Da enthüllt sich ein politisches Programm, das im wesentlichen dem des Bolschewismus nachgebildet ist, und für das sich Liebknecht bis zu seinem gewaltsamen Tod immer feuriger einsetzte. Wenn man diese Reden auf sich wirken läßt, ihren schwungvollen und begeisterten Ton, das blinde Vertrauen auf die alle Schwierigkeiten überwindende selbstlose Kraft des Proletariats, fühlt man, daß Liebknecht der Mensch war, der in der Aufwühlung jener revolutionären Tage die Massen an sich fesseln mußte. Aber bei aller tiefen Sympathie für Liebknechts persönlichen Mut und seine Hingabefähigkeit erschrickt man doch vor der Simplizität dieses Geistes, der auf der einen Seite immer wieder versichern kann: die Arbeiter und Soldaten seien noch keineswegs reif zu einer wahrhaften Revolution, und auf der andern mit diesen selben Menschen während des chaotischen Niedergangs der europäischen Wirtschaft den ganzen Kapitalismus niederschlagen will. Dieser Mangel an komplexem Sehen spricht sich bereits deutlich genug schon früher, in den Reden gegen den Reformismus, aus, den er, wie übrigens die ganze offizielle Partei, in seinen Zusammenhängen und Zielen nicht entfernt zu durchdringen vermag. Gern hätte man gewußt, wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, unter deren geistigem Einfluß er sicher in starkem Maß stand, sich gegenüber der völligen Zerstörung Rußlands durch den Bolschewismus gestellt, ob sie daraus, endlich, die richtigen Konsequenzen für ihre politische Stellungnahme gezogen hätten. Vielleicht war indes ihr gewaltsamer Tod der schicksalsgebene, innerlich notwendige Abschluß einer heroischen, doch in ihren Zielen verfehlten Lebensbahn. (Womit natürlich das Verbrechen ihrer Mörder und derjenigen, die diesen Mord duldeten, um nichts geringer wird.)

Geistige Bewegung / Victor Engelhardt

**Völkerverhetzung und -versöhnung** Die verschärfte Betonung der irrationalen Lebenskräfte, die unsere Epoche beherrscht, macht sich neuerdings im theoretischen Pazifismus stark bemerkbar. Schon in einer frühern Rundschau (1921 II, Seite 1127) konnte berichtet werden, daß Alain den menschlichen Leidenschaften eine ausschlaggebende Rolle im politischen Geschehen einräumt. Bertrand Russell (Grundlagen für eine soziale Umgestaltung; deutsch von Margarethe Hethy /München, Dreimaskenverlag/) vertritt ähnliche Ansichten, was um so bemerkenswerter ist, als wir uns daran gewöhnt haben im Engländer meist nur den klugen Geschäftsmann zu sehen. Von einer Weltanschauung ausgehend, die menschliche »Triebe« zur vorwärtstreibenden Kraft des Geschehens macht, sieht er die einzige Möglichkeit einer Heilung menschlicher Fehler in einer Umgestaltung der Triebe. Nicht nur mit dem Verstand darf man also Friedensfreund sein, mit Leidenschaft muß man es sein; denn nur mit Leidenschaft kann man die Leidenschaften bekämpfen. Aus der Leidenschaft allein erwächst das starke Handeln. Russell hat seine Kraft gezeigt. Er wurde während des Krieges wegen Friedenspropaganda seines Amtes als Universitätslehrer enthoben und einige Zeit sogar ins Gefängnis geworfen. Er teilte damit das dornenvolle Schicksal jener Heldengemeinde der Conscientious Objectors, der Kriegsdienstgegner aus Gewissensgründen, von denen wir schon berichtet haben. Martha Steinitz hat eine dankenswerte Broschüre über diese Pazifisten der Tat geschrieben (Die englischen Kriegsdienstverweigerer /Berlin, Verlag Neues Vaterland/). Ein deutsches Gegenstück ist Hans Paasches Schicksal, das dessen langjähriger Freund Magnus Schwantje bis zur Ermordung des ehemaligen Kapitanleutnants und spätern Pazifisten schildert (Hans Paasche; sein Leben und sein Wirken /Berlin, Verlag Neues Vaterland/).

Wie stark die dunkelsten Leidenschaften zu politischen Zwecken ausgenutzt werden, führen die Methoden der Völkerverhetzung uns täglich vor Augen. Welch grauerregender Unfug wurde (und wird) nicht allein mit der "Schwarzen Schmach" getrieben. In Berlin wurde, wie die Freiheit vom 7. März 1922 berichtete, ein Ballett vorgeführt, das die Vergewaltigung einer weißen Frau durch 4 Neger darstellte, also Aufreizung der

Sinnlichkeit mit stärkster Aufpeitschung nationalistischer Instinkte verband. Das Polizeipräsidium hat die Aufführung untersagt, obwohl der Rechtsvertreter des Balletts geltend machte, »daß nicht nur keine Gefährdung der öffentlichen Ruhe zu befürchten sei, sondern daß im Gegenteil durch das Ballett dem deutschen Volke die Schwarze Schmach in augenfälliger und abschreckender Weise vorgeführt werde«. Derartige Aussprüche werden in der Öffentlichkeit gewagt, ja von vielen wohl gutgeheißen. Und dies, nachdem, wie die Freiheit feststellte, »namhafte Angehörige bürgerlicher Parteien und Ärzte des besetzten Gebiets wiederholt in der ganzen Presse erklärt haben, daß von einer Schwarzen Schmach im besetzten Gebiet nicht die Rede sein kann«. Hatte doch bereits am 22. Oktober 1921 die Freiheit eine Meldung des Kölner Polizeipräsidiums gebracht, die allen unwahren Nachrichten über die Schwarze Schmach auf das entschiedenste entgegnet.

Weit gefährlicher noch als die Verhetzung des Volks durch schwarze Schauermärchen ist die planmäßige Vergiftung der Jugend, wie sie von vielen Lehrern getrieben und von fast allen Behörden geduldet, ja unterstützt wird. Mit Recht wendet sich der Bund entschiedener Schulreformer gegen die Führung von Schülern durch die Ausstellung Deutschland und der Friedensvertrag. Gewiß müsse der Schüler in sachlich einwandfreier und wissenschaftlicher Weise über den Friedensvertrag von Versailles aufgeklärt werden. Aber die Ausstellung in der Wilhelmstraße in Berlin sei dazu nicht geeignet. Die statistischen Zahlen würden in den optischen Darstellungen zugunsten Deutschlands tendenziös gestaltet, entscheidende Tatsachen würden verschwiegen, als unwahr Erwiesenes würde neu befestigt. Solchen Erscheinungen gegenüber ist es wahrlich höchste Pflicht eines jeden, dem die Zukunft Europas und die Zukunft der Menschheit am Herzen liegt, alle maßgebenden Instanzen, Lehrer und Behörden nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß es eine deutsche Verfassung gibt, und daß deren Artikel 148 einen Unterricht im Geist der Völker-versöhnung verlangt.

Erich Witte hat »Vorschläge zur Aus-führung« dieses Artikels verfaßt (Der Unterricht im Geiste der Völker-versöhnung /Berlin, Verlag Neues Vaterland/). Sie können jedem Lehrer dringend empfohlen werden, denn sie geben eine kurze klare Übersicht über die »Behandlung

der Kriege«, der »anderen Völker«, des internationalen Lebens und des Völker-rechts. Die Weihnachtsummer des Freien Lehrers ist ebenfalls dem Gedanken des Unterrichts im Geist der Völ-kerversöhnung gewidmet. Der Vor-sitzende der Arbeiterjugendinternatio-nale, der holländische Genosse Pieter Voogd, eröffnet das Heft. Er kann Er-freuliches aus dem Ausland berichten: »Im Ausland schreitet der Prozeß der geistigen Abrüstung, besonders unter den Lehrern, rüstig fort. Aus Frankreich, Belgien, England, Amerika dringen Stim-men zu uns, aus denen Bruderliebe und Versöhnung spricht.« In Frankreich nehmen Lehrer »auf die Gefahr von Ent-lassung und Gefängnisstrafe hin den Kampf mit Nationalisten und Chauvin-isten auf . . . Eine pädagogische In-ternationale ist im Entstehen begriffen. Romain Rolland begrüßte die Tagung der französischen Lehrersyndikate zu Bordeaux, wo der Grundstein zu dieser Internationale gelegt wurde, mit einem begeisterten Aufruf.« »Und wie steht es in Deutschland?« fährt Voogd weiter fort. »Unsere Augen und die der gan-zen Welt sind auf Deutschlands Jugend gerichtet.«

Deutschlands Jugend und die, in deren Hand sie gegeben ist, mögen diese Wor-te hören und sie zu Herzen nehmen. Die Augen der Welt ruhen auf uns, dieser eine kurze Satz begreift alle schwere Verantwortung in sich, die wir tragen; die Verantwortung vor dem Geist Europas und die Verantwortung vor dem Geist der Menschheit. Die Arbeiterjugend schreitet mutig vor. Von der Gründung ihrer Internationale ist in dieser Rundschau (1921 II, Seite 919) schon erzählt worden. Jetzt ist in dem Verlag der Arbeiterjugendinternationale in Berlin ein ausführlicher Bericht über diese Gründung erschienen, der jedem empfohlen sei, der für den Gedanken des Völkerfriedens und der internatio-nalen Verständigung kämpft. Nur wenn wir diesen Kampf mit aller Ausdauer und Zähigkeit, die eine gute Sache ver-langt, durchführen, kann es gelingen der Hochflut, entstellender Zeitungsberichte Herr zu werden, die uns überschwemmt. Was diese Presse an Umstülpung der Wahrheit fertig bekommt, zeigte sich neuestens an der Behandlung der Affäre des "deutschen Kindes von Nancy", bei der man aus der Tatsache, daß eine französische Familie sich eines deutschen Kindes angenommen und während dieser furchtbaren Jahre in liebevollster Weise für es gesorgt hatte, glücklich so etwas

wie einen Kindesraub oder eine Erpressung machte, um die Öffentlichkeit wieder einmal gegen Frankreich und alles Französische in helle Empörung zu versetzen. Wie die Sache sich in Wirklichkeit verhielt, zeigte dann der Brief, den die Mutter jenes Kindes, nachdem sie dieses abgeholt hatte, an den Polizeikommissar von Nancy richtete, und der also lautete: »Bevor ich Nancy verlasse, muß ich Ihnen meinen Dank aussprechen. Ich bitte Sie auch den anderen Behörden Nancys für ihre Vermittlung in meiner Angelegenheit zu danken. Ich habe mit Frau Debange und ihrer Tochter, Frau Vibert, heute zusammen gefrühstückt. Das wird Ihnen zeigen, wie ich von diesen Leuten aufgenommen worden bin. Ich bin glücklich, weil ich mein Kind in bester Gesundheit wiedergefunden habe, und niemals habe ich an der guten Pflege der Frau Debange gezweifelt, von der ich in bester Freundschaft geschieden bin. Ich habe in Nancy nichts von Feindseligkeiten bemerkt. Im Gegenteil haben Nachbarn aus früherer Zeit mir ihre freundliche Sympathie bewiesen.« Von dem Inhalt dieses Schreibens, das dem Berliner Tageblatt mitgeteilt und von diesem ohne irgendeine Bemerkung am 20. März 1922 abgedruckt wurde, haben unsere Zeitungen dann weiter kein Aufhebens gemacht. Die Hetze hatte ja ihre Wirkung getan; wozu diese wieder in Frage stellen?

Bei einem derartigen System ist es unsere erste Pflicht dafür zu sorgen, daß wenigstens die deutsche Jugend offene Augen für das frische, dem Aufbau zugewandte Leben bekommt, das jenseits der schwarz-weiß-roten (schwarz-rot-goldenen darf man doch sicher nicht sagen) Pfähle emporblüht. Albert Einstein konnte am 17. April von seinen Pariser Eindrücken einem Vertreter der Vossischen Zeitung berichten; er hätte aus allen Gesprächen die Sehnsucht herausgehört »mit den deutschen Wissenschaftlern wieder zusammenarbeiten zu können«; er wäre überall »nur wirklich freundschaftlicher Gesinnung« begegnet und sei überzeugt, »daß die Vertreter der Wissenschaft in Paris, nicht bloß die Physiker und Astronomen, sich des Gefühls nicht erwehren können, welche Gefahren in einer weitem Unterdrückung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen liegen«. Ähnliches wie Einstein im Kreis der Wissenschaft hat der ehemalige Major Paul von Campe im Zusammenarbeiten mit der französischen Landbevölkerung erfahren. Er berichtete in der

Vossischen Zeitung vom 14. Februar 1922 von dem regen Leben, das in der nordfranzösischen Kampfzone herrscht, und erzählt, daß er, der Deutsche, in diesen Gebieten ärgster Verwüstung nirgends auf ein Wort des Hasses oder ein unfreundliches Gefühl gegen die Deutschen gestoßen sei. »Meine Beobachtungen auf der geschilderten Fahrt«, so schließt er seinen Bericht, »haben aber das Gefühl in mir geweckt, daß vieles besser werden könnte, wenn sich die beiden Nachbarvölker gegenseitig näher kennen lernten, nicht durch oft entstellte und entstellende Zeitungsartikel sondern durch persönliche Anschauung. Nach der Meinung der Politiker hier wie dort darf man die wahre Stimmung eines Volkes nicht beurteilen.«

**Zeitdokumente** Die Problematik der Übergangszeit, in der wir leben, findet ihren äußern Ausdruck in einer wahren Hochflut von Druckschriften, die entweder an Gegenwärtigem schärfste Kritik üben oder sich berufen fühlen alleinseligmachende Aufbauvorschläge zu unterbreiten. Das meiste ist wert ungenannt im Papierkorb zu verschwinden. Man fragt sich unwillkürlich, woher in einer Zeit, die ernststen wissenschaftlichen Arbeiten nicht ans Tageslicht helfen kann, der Verleger (oder ist es der Autor?) Mittel findet Schriften zu drucken, die außer dem Setzer höchstens einem unglückseligen Rezensenten in die Hände fallen. Nur weniges aus dieser Hochflut ist erwähnenswert. Unter dem Decknamen Linke Poot übt ein Schriftsteller Zeitkritik in scharfer blendender Satire. Er schreibt ein Buch *Der deutsche Maskenball* /Berlin, S. Fischer/, unterhaltsam für eine Mußestunde, aber mit Widersprüchen behaftet, so daß nach dem Lesen nicht einmal die Erinnerung bleibt. Julius von Szilassy (*Wahrheiten und Legenden* /Berlin, Enckverlag/) liefert einen Beitrag zu jenen Reihen von Schriften, die die genugsam bekannten Mängel unseres gesellschaftlichen Lebens geißeln. Das sexuelle Gebiet muß für diesen Zweck naturgemäß den größten Anteil liefern. Albert Ehrenstein singt in seinen Briefen an Gott /Leipzig, Waldheimverlag/ das selbe Lied in kosmischer Tonart: das alte Lied des Leidens am Menschen, an Gott und an der Welt das schließlich nichts anderes ist als ein Kranksein am Weib. Ganz leise und fern, ja kaum gehaut, klingt messianische Hoffnung an; doch ist sie schwach und zag. Was Jugend will: Freude und

Jasagen, das ist in diesen Büchern nicht. In ihnen sind Ende und Sterbelied einer Zeit.

Kann es wundernehmen, wenn in sterbender Zeit Propheten erstehen wie Sand am Meer, Propheten, die Wege weisen, auf denen die Menschheit wandern muß, um in die Erlösung einzugehen? Reinhard Eck (Erlösung vom Geist des Zusammenbruches /Bremen, Friedrich/) sucht das Heil in einer »esoterischen« Religion. Paul Mühsam greift in Kapitelüberschriften das heraus, was die Zeit begehrt: mehr Pflicht, mehr Wahrheit, mehr Freude, mehr Glaube, mehr Liebe und mehr Hoffnung; alles Forderungen, die schließlich in dem Titel seines Buches gipfeln: Mehr Mensch! /Leipzig, F. W. Grunow/. Die Forderungen allein hätten aber genügt. Es braucht nicht eines Gerankes von Worten. Worte sind die Krankheit unserer Zeit. Dieser Wahrheit wird sich Robert Schwellenbach bewußt (Die Erneuerung des Abendlandes /Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger/). Er ruft nach einem Christentum der Tat und sieht in diesem, gegenüber dem seiner Meinung nach quietistischen Ideal des Orients, die abendländische Form der Religion. Alle diese Bücher, die schlechten wie die guten, sind Kräuselwellen an der Menschheit Oberfläche. Sie sind wohl Zeichen dafür, daß ein scharfer Lufthauch durch die Tage geht; Sturmzeichen aber sind sie nicht. Tiefe Wellen gehen nur durch tiefe Geister. Der Genius allein erlebt die Freude und den Schmerz der Zeit so tief, daß Schmerz und Freude schöpferisch nach außen drängen. Das Schicksal eines Genius in neuwerdender Epoche muß durch seinen Zwiespalt tragisch sein. Altes und Junges kämpft, die Harmonie zerreißen, durch die Seele. Der Nietzsche, den Friedrich Mucke schildert, ist solch körperhaft gewordenes Schicksal unserer Zeit (Friedrich Nietzsche und der Zusammenbruch unserer Kultur /München, Duncker & Humblot/). Alte Kulturen sind lebendig und ringen mit den Kräften, die Zivilisation gebar. Diese wecken, da alles Schaffen fast am Ende ist, das Studium der Geschichte und machen so die Wirrnis nur noch größer. Zum Chaos wird die Seele des Genies, die in klassischer Epoche volle Harmonie entfaltet hätte. Das Alte lebt in Nietzsche als heilige, romantische Sehnsucht. Die Müdigkeit der Zeit läßt ihn ein epikuräisches Herbstglück suchen, aus dem er durch die dionysische Raserei der geldgierigen Tage aufgejagt

wird. Aber auch das Neue bricht sich Bahn, im Herrscherwillen, der sich titanisch steigert. Es ist mehr als Sehnsucht, es ist Wille, es ist die apollinisch klare Tat. Es ist Arbeit an der Zukunft, die Nietzsche zum Propheten macht und ins Positive wendet, was die zwiespältige Seele verneinte. Nietzsches Widersprüche werden geklärt, wenn man sie als Widersprüche stehen läßt. Es sind die Widersprüche individualistischer Hochkultur. Sie leben neben einander und in einander wie die Verschlungenheiten der Musik. In dieser Beobachtung liegt Muckles Bemerkung begründet, Nietzsche sei im Grunde seiner Seele Musiker. Die Vielheit und das Chaos hätten nur in Tönen adäquaten Ausdruck finden können. Die Welt der Töne als Gestalter zu beherrschen war dem Philosophen versagt. Und darin liegt nach Mucke die Katastrophe dieses Schicksals. Chopin ist geworden, was Nietzsche hätte werden sollen.

**Kultureinheit** Muckles Buch, in seiner Subjektivität hinreißend geschrieben, führt uns an die tiefste Sehnsucht unserer Zeit. Nietzsches Tragödie ist die der vergangenen Jahrzehnte. Als letzte Konsequenz eines extremen Individualismus erscheint zersplitternde Wirrnis. Auf den Taumel der Selbstbefreiung folgt der Katzenjammer persönlicher Isolation, die gegenseitige Entfremdung der Menschen, die uns heute allzu kalt neben einander hergehen läßt. Das einigende geistige Band fehlt der Kultur unserer Tage, das Band, das mit dem katholischen Weltgefühl des Mittelalters alle umschlang und im Rationalismus der Aufklärung wenigstens die weiten Kreise der Gebildeten einte. In vielen Denkern, wie Rudolf Eucken und Ernst Troeltsch, wird die Zerrissenheit der Tage zum schmerzlichen Erlebnis, und aus dem Erlebnis erwächst bei manchen die romantische Sehnsucht nach dem Mittelalter oder dem Orient.

Otto Dickels, von Spengler stark beeinflusste Auferstehung des Abendlandes /Augsburg, Gebrüder Reichel/ verkörpert diese Sehnsucht. Dickel will zurückgehen auf das, was er im Urabendland zu finden glaubt, auf die Werkgemeinschaft, die, in Spenglerscher Weise metaphysisch ausgeputzt, als irdisches Abbild der Sehnsucht nach dem unendlichen All erscheint. Das Buch läßt deutlich zwei völlig verschiedene Schichten erkennen. Zugrunde liegen etwas vorschnell fertiggestellte, antisemitisch und

bodenreformerisch gefärbte Weltverbesserungspläne, die der Verfasser in der bekannten Weise dilettantischer Autoren von vornherein schimpfend gegen die bösen Kritiker verteidigt. Über diese persönlichen Grundgedanken wird eine kulturphilosophische Sauce gegossen. Die liegt wie ein Fremdes darüber, so daß man beide Schichten sogar stilistisch trennen kann. Die Grundgedanken werden vielfach politisch-polemisch vorgetragen. Verjudung ist ein kennzeichnendes Wort; die anderen philosophisch, wertungsfrei. Spengler bleibt Schmuck und wird nirgends innerlich aufgenommen. Es ist darum auch zwecklos die zahlreich vorhandenen Widersprüche aufzuzeigen. Das Buch interessiert uns als Symptom: Dem urgermanischen Gedanken der Werkgemeinschaft entstand ein Feind im "Zentralismus", Kampf mit dem Zentralismus wurde des Abendlands Schicksal. Kurz vor dem Ende des Weltkriegs wollte es sich vollenden, denn die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Werkgemeinschaft brach sich Bahn; da aber kamen, 5 Minuten vor der Vollendung unseres Schicksals, die bösen Juden und machten den 9. November. Auf solches Niveau kann Spenglers, trotz allen Fehlern, großer Schicksalsglaube herabgezerrt werden. Der positive Inhalt des Buches trifft Gedanken, die in vielen leben. Es wird darum nicht ohne Einfluß bleiben. Die Neuwerkbewegung, von der in dieser Rundschau (1921 II, Seite 917) schon einmal gesprochen wurde, sucht die dem Mittelalter zugewandte Sehnsucht in Taten umzusetzen. Friedrich Haryes kämpft in der Zeitschrift Das Neue Werk gegen Maschine und Industrie. »Aber, glaube ich, daß ihr doch einmal einseht, wie unheilvoll die Maschine, der Industrialismus ist und immer sein wird . . . Darum sollten wir freudig den großen religiösen Zug begrüßen, der heute mehr und mehr durch Deutschlands Arbeiterschaft zieht und sich in Ablehnung der Maschine ausdrückt.« Diese der Wirklichkeit fremde Einstellung findet ihre positive Ergänzung in der Verklärung des Handwerks: »Sind Kapitalismus und Industrialismus«, heißt es bei Haryes weiter, »unorganisch und naturwidrig, wie anders dagegen das Handwerk. Ich brauche das Lob des Handwerks nicht zu singen, es singt sich täglich selbst, wo es noch lebt und in seinen Werken, seit Tausenden von Jahren.« Siedlungsarbeit und Handwerksgemeinschaft sind das praktische Ziel des Kreises. Die sich ihm widmen können, sind zwar nicht die

Heiligsten, wohl aber die Glücklichsten in den Augen der Neuwerksleute. Herrmann Jakobs (ebenfalls im Neuen Werk) ist sich vollkommen darüber klar, daß der Bedarf von 50 Millionen nicht in Handwerksgemeinden gedeckt werden kann. »Wir können die Industrie nicht abschaffen: Bleibt nur die Änderung ihres Geistes.« Die Änderung des Geistes, wäre hinzuzufügen, im Sinn einer nach der mittelalterlichen Kultureinheit gewandten Sehnsucht.

Mit dieser Sehnsucht löst sich der Individualismus in Überspannungen selber auf, in Überspannungen reaktionärer Gedankengänge (dies Wort nicht im politischen Sinn genommen), die für Übergangszeiten typisch sind. Positives wird mit solchem Rückwärtsschauen höchstens dort geleistet, wo die materielle Lebensgrundlage tatsächlich noch in Formen älterer Vergangenheit wurzelt, und neuer Geist nur wie eine von außen hineingetragene Infektion den Volkskörper zersetzt. Das ist bis zu gewissem Grad vielleicht in einem Agrarstaat wie Dänemark der Fall. Hier kann man in einer weitverbreiteten Volkshochschule versuchen einheitliche Volkskultur durch Belebung volkhafter Traditionen wiederzugewinnen. In einem Land aber, dessen Wirtschaft im modernsten Industrialismus wurzelt, bleiben rückwärts gewandte Träume Hirngespinnste. Ausweg aus geistiger Zersplitterung, Überwindung des Individualismus und Einheit der Kultur können nur in den der Zukunft innewohnenden Elementen gefunden werden.

Über die Form der zukünftigen geistigen Einheit kann man sich zwar Gedanken machen, aber man kann sie nicht erschaffen. Ernst Troeltsch (Deutsche Bildung / Darmstadt, Otto Reichl/) findet das Wesentliche unserer Kultur in 3 Elementen: in der Antike, im Germanentum und in der christlichen Religion. Die Einheit kann nach ihm nicht durch Bevorzugung eines dieser Elemente gewonnen werden sondern nur durch die richtige Synthese aller 3. »Das wäre also das Ergebnis aller bisherigen Erwägungen: eine Dreieinheit der zentralen Geisteskräfte, in welcher das christliche und das nordisch germanische Element den Mittelpunkt bilden und das antikhumanistische die Bedeutung der Ergänzung und des Ansporns zur Gewinnung der Form hat.« Mehr als Analyse und Wiedergabe vorhandener Traditionen sind diese Gedanken nicht. Mehr können sie nicht sein, denn die einheitliche Kultur der Zukunft, auf die wir

alle hoffen, wird nicht erdacht. Sie muß erwachsen aus der Not und aus dem Geist der Zeit. Ob wir erste Keime solchen Erwachens heute vor uns sehen, vermag niemand zu sagen. Carl Men-  
nicke gibt Blätter für sozialistische Lebensgestaltung heraus /Woltersdorf, Werner Sachsze/. In ihnen wird um das, was der Titel fordert, gerungen. Ist dieses Ringen ein Keim zu neuer Einheit, nachdem die religiöse des Mittelalters verloren ging? Fast möchte ich es hoffen. Wäre sie wahr, die Hoffnung, so hieße es: Ein neuer Mensch, ein neuer Geist, ja, eine neue Kultur wacht in unserer Seele auf, so wie die Jugend will, wenn sie nach dem "sozialistischen Menschen" ruft. Doch soll der Verstand an diese Keime noch nicht rühren. Er soll hoffen und sie wachsen und zu dem werden lassen, was sie werden müssen.

**Kurze Chronik** Seit dem Januar haben die *Jungsozialisten* ihr eigenes Organ, die *Jungsozialistischen Blätter*. Sie erscheinen als Monatschrift unter der Redaktion Karl Brögers /Nürnberg/.  $\diamond$  Die *Volkshochschule Kassel*, die unter der Leitung Walther Kochs steht, zeigt in ihrem 5. Arbeitsplan eine Vielseitigkeit, um die sie manche Großstadt beneiden kann.  $\diamond$  Am 14. Mai begeht die *Universitàt Padua*, eine der besuchtesten modernen Hochschulen Italiens, das 700jährige Jubiläum ihrer Gründung, das gefeiert werden soll. Sämtliche Universitäten, Akademien und sonstige gelehrte Gesellschaften Italiens und der ganzen Kulturwelt, auch viele berühmte Gymnasien und andere höhere Lehranstalten haben in lateinischer Sprache verfaßte Einladungsschreiben erhalten.  $\diamond$  Am 2. März wurde in Lund ein *Deutsch-schwedischer Akademikerbund* gegründet, der versuchen will außer Akademikern auch sonstige deutsch interessierte Gebildete Schwedens in seine Vereinigung aufzunehmen; auch durch einen Kartellverband deutscher und schwedischer Studenten sollen die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden enger geknüpft werden.  $\diamond$  Im Jahr 1920 wurden in *Japan* 36 179 neue Bücher verlegt. Davon entfallen auf Kunst und Literatur 9225, auf die Sozialwissenschaften 9184, auf industrielle Werke 6561, auf Schriften zur Erziehung 4492, auf religiöse Literatur 2742, auf die Naturwissenschaften 1662, auf Medizin 1243, auf Kriegsliteratur 603 und auf Philosophie 467; auf Übersetzungen entfielen nur 148 Erscheinungen.

## WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

**Katholizismus** Die Philosophie befindet sich gegenwärtig in einer tiefgreifenden Umwandlung, die die grundlegenden Voraussetzungen in ihrer Geltung erschüttert. Das ist die Situation nicht nur in Deutschland sondern auch in Frankreich, England und Amerika, während in Italien es noch ruhiger ist. Bemerkenswert für die alles verändernde Neuorientierung ist der immer stärker werdende Einfluß der katholischen Philosophie, die bisher abseits von dem lebendigen Geschehen und unbeachtet ihre Straße zog, heute aber aufmerksam verfolgt werden muß, wenn man viele Erscheinungen in der strengsten wissenschaftlichen Philosophie verstehen will. Denn man begegnet heute Gedanken, die der Zeit Augustins bis Wilhelm von Occams entstammen, auch bei Leuten, die in gar keinem sonstigen Zusammenhang mit dem Katholizismus stehen. Die breite Welle der Phänomenologie, die sich heute über die Philosophie ergießt, hat von scholastisch gerichteten katholischen Denkern ihren Ausgang genommen und hat (aber nicht sie allein) den transzendentalen Idealismus in eine schwere Krisis gestürzt. Seit der Bulle Aeterni Patris des Papstes Leo XIII. von 1879 und seit dem Löwener Ontologistenstreit herrschte in der katholischen Philosophie unumschränkt der Thomismus. Doch seitdem man der mittelalterlichen Philosophie ein wirklich quellenkritisches Studium widmete in den Schulen Baumgartners, Hertlings, Bäumckers und Grabmanns, wurde nicht nur in historischer Hinsicht an Erhellung bisher unbekannter Zusammenhänge Bedeutendes geleistet, sondern es wurde auch für das systematische Denken viel gewonnen, und es kam Bewegung in das stehende Gewässer. Als Hertling 1904 unter dem Titel Augustinuszitate bei Thomas von Aquin /Freiburg, Herder/ den verschiedenartigen Standpunkt der beiden mittelalterlichen Denker herausob, wurde er dafür noch von Mandouret, dem bedeutenden belgischen Forscher, und E. Rolfes, einem guten Aristoteleskenner in Deutschland, angegriffen. Jetzt veröf-  
fentlicht der Kölner Privatdozent *Johannes Hessen* eine Studie Augustinische und thomistische Erkenntnislehre /Paderborn, Schöningh/, in der mit scharfer Deutlichkeit die ganz verschiedene Grundeinstellung des Thomismus und des Augustinismus dargestellt wird. Ist erst so einmal wieder der historische Blick frei ge-



worden und nicht alles von der gewaltigen systematischen Gestalterkraft des Aquinaten verdeckt, so wird sich in kurzem noch mehr als es bis jetzt in schwachen Versuchen der Fall ist ein unthomistisches Philosophieren entwickeln. Im übrigen ringt die gegenwärtige katholische Philosophie, die im wesentlichen ja noch immer aristotelisch-thomistisch eingestellt ist, darum das moderne Geistesleben, das doch auf ganz anderen Voraussetzungen aufgebaut ist, zu verarbeiten, sei es in der Richtung, daß die mittelalterlichen Elemente, die durch die historische Kontinuität in der gegenwärtigen Kultur enthalten sind, als "die Wahrheit" gegenüber dem spezifisch modernen, als dem Irrtum, herausgestellt werden sollen, oder (und auch die zweite Tendenz gibt es, wenn auch viel seltener), daß unter Anerkennung des modernen Geistes der Versuch gemacht wird zwischen diesem und dem scholastischen Denken eine Synthese herzustellen. Von einigen Bestrebungen dieser Art in den verschiedenen Disziplinen sei hier jetzt kurz gesprochen.

Logik und Erkenntnistheorie, die von *Wladislaus Switalski* in einem Büchlein Vom Denken und Erkennen /Kempten, Kösel/ sehr instruktiv behandelt werden, bleiben in engem Zusammenhang und werden scharf gegen jede Vermischung mit der Psychologie bewahrt. Überall spürt man aber die Einflüsse der Phänomenologie und Gegenstandstheorie, der modernen Urteils- und Wissenschaftstheorie. Die »reine Logik« behandelt die Gegenstände des Denkens, die scharf von den Begriffen unterschieden werden, die als »Denkformen und darum nicht als das im Begriff Gemeinte, als der Gegenstand« angesehen werden können. Andererseits werden die Gegenstände auch vom realen Sein unterschieden, auf das sie hinzeln, und dem sie entsprechen, das sie aber auch verfehlen können. Auf dieser Grundlage wird eine analytische Ontologie aufgebaut, die von der synthetischen der Scholastik doch sehr abweicht. Die »angewandte Logik«, als die Lehre von den Formen des Denkens, behandelt dann Begriff, Urteil, Schluß und die Methoden des Denkens in einer von der Schultradition sehr freien Weise. Die sich daran anschließende Erkenntnistheorie kommt nach ausführlicher Diskussion aller hier auftretender Standpunkte zu einem kritischen Realismus, womit am einfachsten die in der Logik entwickelte Auffassung systematisch zu vereinigen ist. Charakteristisch ist hier allerdings, daß das

Übergewicht des Systemgedankens so stark ist, daß erkenntnistheoretische Grundprobleme, die sonst sehr stark empfunden und durchdacht werden, hier gar nicht auftauchen. Die starke Betonung des Systemgedankens in Verbindung mit dem Objektivismus des Seins und der Werte geben überhaupt der katholischen Philosophie ihr besonderes Gepräge, wie auch die Behandlung ethischer Probleme zeigt. So wird in den Grundfragen der Ethik /Kempten, Kösel, von *Michael Wittmann* neben aller Anerkennung der Vielfältigkeit der sittlichen Anschauungen doch die allgemeine Geltung gewisser Grundnormen, die nicht formal sondern sehr material sind, behauptet. Die Frage nach dem Grund dieser allgemeinen Geltung kann nach Wittmann weder durch Rückgang auf das Glückseligkeitsstreben noch auf irgendeine Utilitätseinstellung gelöst werden; denn die tiefgreifende Verschiedenheit der darauf sich gründenden Wertungen von den sittlichen ist zu offenkundig. Auch die Kantische Begründung des Sittlichen auf den guten Willen, als das unbedingt Gute, wird abgelehnt, denn »es gibt kein Wollen, das unabhängig von allen Objekten gut wäre«. Woraus dann folgt, »daß die letzte Norm der sittlichen Wertschätzung nicht im Subjekt sondern im Objekt liegt«. Die Unbedingtheit der Pflicht kann nur im Metaphysischen begründet sein, und so erfolgt der Regreß auf den göttlichen Willen, der im Sittengesetz seine Wesenheit offenbart. Nach der andern Seite aber ist das Sittengesetz der Ausdruck der vernünftigen menschlichen Natur, die in dessen Erfüllung zum vollkommensten Ausdruck gebracht wird. Die Begründung des Ethischen im Religiösen ist das dritte charakteristische Kennzeichen der katholischen Philosophie: alle Teile des Systems konvergieren im Gottesbegriff. Auf diese Weise wird nicht nur die Einheit des Systems gewährleistet, sondern auch die innigste Verbindung zwischen Religion und Philosophie hergestellt, und zwar in der Weise, daß die beiden Verhaltensweisen, das religiöse Fühlen und das philosophische Denken, die man als solche wohl getrennt von einander zu halten weiß, in dem beiden gemeinsamen Gegenstand mit einander übereinstimmen.

Im engen Zusammenhang mit der Ethik steht die Rechtsphilosophie. Das Recht ist nämlich, nach *Georg von Hertlings* Recht, Staat und Gesellschaft /Kempten, Kösel/, »die Norm des Gemeinschaftslebens, die, in der sittlichen Ordnung

wurzelnd, in gewissen obersten Grundsätzen als bloßes Vernunftgebot zur Einschränkung des Freiheitsgebrauchs verpflichtet, in allen Einzelbestimmungen dagegen ein zeitlich und räumlich bestimmtes Gemeinwesen voraussetzt, innerhalb dessen sie gilt, weil sie von der dazu berufenen Autorität festgestellt ist«. Danach ist das Wesen des Rechts nicht die Macht. »Macht, die unsittlich ist, schafft nicht Recht.« Das Recht wurzelt in der menschlichen Natur und in der sittlichen Bestimmung des Menschen. Da diese als allgemeine Faktoren von den besonderen, geschichtlich gewordenen Verhältnissen zu trennen sind, so ergibt sich die Unterscheidung des Naturrechts von dem positiven Recht. Der Münsterer Universitätsprofessor *Joseph Mausbach* hat in seiner Schrift *Naturrecht und Völkerrecht* /Freiburg, Herder/ das Völkerrecht als die Grundlage des »organisierten Friedensverbandes der Staaten« aus dem Naturrecht hergeleitet, das sich in seiner heutigen Fassung leicht mit einer allgemeinen Theorie des Sollens berührt.

Es ist leicht vorzusehen, wie sich diese Gedanken in der Geschichtsphilosophie auswirken. In der Philosophischen Handbibliothek /Kempten, Kösel/ hat *Franz Savicki* unter dem Titel *Geschichtsphilosophie diese Disziplin* bearbeitet. Die Gedanken Rickerts von der Eigenart des Geschichtlichen gegenüber der Natur, die modernen Bestrebungen einen Ausgleich zwischen Individualismus und Kollektivismus zu schaffen finden in diesem mit großer Umsicht gearbeiteten Lehrbuch dankbare Anerkennung. Geschichtslogisch steht das Werk natürlich auf dem eingangs dargelegten Standpunkt eines kritischen Realismus; die Behandlung der materialen geschichtsphilosophischen Probleme versucht den Nachweis, daß außer den natürlichen, den Geschichtsverlauf konstituierenden Faktoren (Mensch, Natur, Milieu) auch das Absolute in transzendenter Kausalität in die Geschichte eingreift, deren Sinn die Verwirklichung des moralischen Gesetzes ist. Die Verankerung der Geschichte letzten Endes im göttlichen Willen, ihr Erfülltsein von einem Sinn, der den Menschen in seiner metaphysischen Wurzel erfaßt, erheben diese geschichtsphilosophische Betrachtung weit über jeden historischen Relativismus, wodurch sie in enge Verbindung mit vielen anderen geschichtsphilosophischen Bestrebungen der Gegenwart kommt.

Daß auch die Natur dem allgemeinen Weltzweck dient, das ist der Grundge-

danke der katholischen Naturphilosophie. Sie läßt aber heute diese teleologische Auffassung ein wenig hinter dem zurücktreten, was man eine allgemeine Naturwissenschaft nennen könnte, die auf die Herausarbeitung von allgemeinen Begriffen hinzielt. Solches unternimmt etwa *Joseph Schwertschläger* in seiner 2bändigen *Naturphilosophie* /Kempten, Kösel/, indem er den Gedanken der allgemeinen Relativität in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt. Die Durchführung dieses Gedankens an einem großen Tatsachenmaterial ist sehr instruktiv. Schließlich aber verläuft er so, daß er seine Ergänzung in dem Begriff eines notwendig existierenden Absoluten fordert, das als solches doch nicht der Natur als dem Inbegriff des Relativen angehören kann und somit der Welt transzendent ist. So steht denn auch hier am Ende die Metaphysik, in die das ganze System giftet.

**Gemeinverständliche Schriften**

Georg Lambeck hat eine *Philosophische Propädeutik* herausgegeben /Leipzig,

Teubner/. Die einzelnen Teile (über Mathematik, Physik, Biologie, Geschichte, Deutsche Literatur, Antike) sind von bekannten Schulmännern bearbeitet worden und verfolgen den Zweck an dem in den oberen Klassen gegebenen Lehrstoff die Entwicklung philosophischer Probleme zu zeigen. Zum Schluß gibt August Messer noch einen Überblick über die Hauptgebiete der Philosophie in klarer, alles Wesentliche berücksichtigender Darstellung.

Die *Kantische* Philosophie wird von Ernst Marcus in 2 Schriften *Kants Weltgebäude* und *Der kategorische Imperativ* /München, Ernst Reinhardt/ dargestellt. Die leider von viel Selbstgefälligkeit getragene Darstellung gießt den Kantischen Gedankengang in eine material wie formal ganz andere Gestalt, um so Kant gemeinverständlich zu machen. Dabei laufen Schiefheiten unter, so daß man wohl sagen kann: Die Bücher stellen zwar weniger Kant, aber doch eine Art Kantianismus sehr gut dar.

Eine außerordentlich leichtfüßliche Darstellung der Differential- und Integralrechnung giebt H. Schlüter unter dem Titel *Die höhere Mathematik als allgemeinverständliches Rechnungsmittel* heraus /Berlin, Hermann Meußel/. Auf 50 Seiten in der klarsten und faßlichsten Weise wird alles Wesentliche der *Infinitesimalrechnung* an der Hand vieler Beispiele behandelt. Das Werkchen wird dem Praktiker ganz hervorragend nützen.

**Kurze Chronik** Die Schleiermacherstiftung stellte als *Preisaufgabe* das Thema: »Was bedeutete Schleiermachers Platoübersetzung für ihre Zeit, und wie ist sie jetzt zu werten?« Arbeiten in deutscher Sprache sind bis zum 31. Dezember dieses Jahres an den Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats Kapler in Berlin einzureichen; der Preis beträgt 900 Mark. Das Nietzschearchiv stellt für dieses Jahr die folgende Preisaufgabe: »Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insonderheit die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?« Arbeiten sind bis zum 1. April 1923 an das Nietzschearchiv in Weimar einzureichen; der Preis beträgt 5000 Mark. ◊ An der Universität Köln wird ein Institut für *mittelalterliche Philosophie* errichtet, das unter Leitung des Professors Wladislaus Switalski, bisher in Braunsberg, stehen wird. ◊ Der Leipziger Philosoph *Hans Driesch* ist von der chinesischen Regierung eingeladen worden vom Herbst 1922 bis zum Sommer 1923 an der Universität Peking philosophische Vorlesungen zu halten. ◊ Der Privatdozent der Mathematik an der Universität Berlin *Hans Rademacher* ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Hamburg ernannt worden. ◊ Der bedeutende Bonner Mathematiker *Eduard Study* ist am 23. März 60 Jahre alt geworden. Er war einer der ersten, die in der Mathematik die Bedeutung der Phantasie gegenüber dem abstrakten Denken erkannten und demgemäß auf eine vollständige Umgestaltung des mathematischen Elementar- und Hochschulunterrichts drangen. Nach Study soll die Mathematik den Studierenden zum freien Menschen machen und zur vollen Entwicklung seiner Persönlichkeit beitragen.

#### Literatur

Von Paul Natorp ist in 2. Auflage, um einen Anhang bereichert, Platons Ideenlehre /Leipzig, Felix Meiner/ erschienen. Dieses in seiner Art sehr bedeutende Werk entwickelt weniger die Lehre des historischen Platon, versucht vielmehr, die "Idee" im Sinn des Marburger Neukantianismus deutend, Platon auf Grund einer sorgfältigen Einzelbetrachtung seiner Schriften von einer ganz neuen Seite her einheitlich zu erfassen. Natorp ist darob von den reinen Philosophiehistorikern sehr gescholten worden; aber man darf nicht dem systematischen Philosophen das Recht absprechen die großen Denker von einer Seite her zu betrachten, wie sie für die eigene Problemgestaltung am

ergiebigsten sind. Und dann ist die Gestalt Platons so umfangreich, daß die verschiedenartigsten Deutungen neben einander zu Recht bestehen können. In einem bedeutenden Nachwort spürt man mancherlei von Natorps Arbeit an der Umgestaltung seines Systems. ◊ Der französische Gelehrte Charles Andler hat jetzt den 3. Band seines großen *Nietzsche*swerks unter dem Titel *Le pessimisme esthétique de Nietzsche* erscheinen lassen /Paris, Bossard/. In einer ungewöhnlich feinsinnigen Weise wird hier Nietzsches Jugendperiode an der Hand einer Analyse der Geburt der Tragödie und der Unzeitgemäßen Betrachtungen behandelt. Nietzsche wird unter dem Gesichtspunkt eines Kulturphilosophen von europäischem Ausmaß betrachtet. August Messer gibt Erläuterungen zu Nietzsches Zarathustra heraus /Stuttgart, Strecker & Schröder/: ein Büchlein, das alle Dunkelheiten aufhellt und so bei der ersten Lektüre des Zarathustra gute Dienste leistet. Diese Erläuterungen bedeuten in der pädagogisch sehr geschickten Durchführung an vielen Stellen eine Eröberung Nietzsches für eine Selbsterziehung, frei von allen Verstiegheiten.

## KUNST

### Bühnenkunst / Nora Zepler

**Neues Drama** Im Neuen Volkstheater zu Berlin wurde ein Schauspiel *Persephone* von *Paul Gurk* aufgeführt, eine Beleuchtung des umfassenden alten Mythos aus einem Schwinkel unserer Zeit. Hades ist bei Gurk der Herr des Kohlenbergwerks, der unterirdischen Welt der Arbeit und des Schaffens; und Persephone, das von ihm entführte Mädchen aus der Oberwelt, das Geschöpf der sorglosen Daseinsfreude, fühlt im Kampf gegen ihn und mit sich selbst den »schlafenden Gegensatz« in sich erwachen; in Liebe dem Kohlenherrschaft verfallen, erkennt sie das Unausfüllende des bloßen Genießens, und der Sinn des Lichtlosen, Leidvollen, des den Menschen als Opfer fordernden Schaffenswillens geht ihr auf. Ein dichterischer Blick hat diesen Vorgang gesehen, und eine starke Grundmelodie trägt ihn. Sie klingt vor allem aus den Szenen zwischen dem Kohlenherrschaft und seinen Untergebenen, den Geschöpfen seines beherrschenden Willens, wie aus der leidenschaftlichen Szene zwischen ihm und dem Mädchen im Bergwerk heraus. Hier sind, in knappen Grundlinien, Schicksal und Kampf gestaltet. In anderen Szenen, besonders in denen der Oberwelt, hat

sich Gurk an seiner starken Idee genug sein lassen und unter Verzicht auf dichterische Durchgestaltung zu Oberflächlichem und lyrischen Landläufigkeiten gegriffen. Von diesen Szenen her haftet dem Stück etwas Dilettantisches an, um so mehr, als die Synthese des Mythos mit der Realität der Gegenwart hier nicht gelungen ist. Das Schauspiel wirkt daher im ganzen, als schwanke es zwischen 2 Gattungen. Diesen Bruch hat die Regie noch vertieft, indem sie die mythologischen Elemente mehr als nötig betonte. Die Umgebung des Kohlenherrn wurde mit Abzeichen der Sage versehen, die viel realistischer gemeinten Szenen im Bureau des Herrn wurden auf einen gewollt stilisierenden Ton gestimmt: das gerade nahm ihnen ihre eigentliche Schlagkraft, das hinter ihrer Realität lagernde Schattenhafte. Auch das Tempo wurde, in dem Bemühen um Stilisierung, verschleppt, und so fielen die Szenen auseinander. Die Darsteller waren alle in dieser Richtung bestimmt. Die Gestalten des Kohlenherrn und des Mädchens waren fehlbesetzt. Gertrud Kanitz' bläßlich nervöse Erscheinung und Art ist der Gegensatz für »der mütterlichsten Mutter herbste Tochter«, die ein hohes, blutvolles Geschöpf mit ruhig klarem Willen und spröder Weichheit sein muß, und Robert Müller gab den Kohlenherrn mit veralteten Mitteln. Aus den übrigen ragte Radens zerknitterter Hauptbuchhalter hervor, der als einziger eine wirklich menschliche Gestalt in eine überwirkliche Atmosphäre tauchte. Die Heute und morgen benannte Berliner dramatische Gesellschaft hat am 26. April die Aufführung von *Alfred Brusts* Drama *Der singende Fisch* in einer Vormittagsveranstaltung im Deutschen Theater zustande gebracht. In diesem Stück lebt ein sonderbares, ergreifendes Gemisch von einer fast krassen Plastik wilder Körperlichkeit, mit der die Gestalten gesehen und hingestellt sind, und einer danebenstehenden religiös inbrünstigen, durchsichtigen, gleichsam prophetischen Stimme. Das Ganze erhält dadurch jenen Zustand, in dem das zweite Gesicht, das auch im Stück eine Rolle spielt, den Menschen befällt. Wunderschön ist in ihrer Innigkeit die Sage vom singenden Fisch, der die Seele Christi trägt, und dessen Getön nur von der unbefleckten Frau, dem Sühnopfer für alle Frauen, die das Marienleben lebt, gehört werden kann. Das furchtbare Grauen der Sinnlichkeit, die Abkehr von ihr, die als ein Unbegreifliches, als Schändung der Seele, gesehen wird, ist der Inhalt des Dramas.

Im 2. und 3. Akt bleibt manches dunkel und verliert an Kraft, während der 1. Akt das eigentlich Ganze umfaßt. Die Aufführung brachte das Werk mit realistischer Gestaltung zum Verständnis. Nur fehlte ihr das Besondere der Stimmung, gleichsam die Weite des Meeres, das den geheimnisvollen Hintergrund für dies Stück abgibt und die Menschen einsamer und hellerhörig macht. Die Gestalt des Mädchens, das rein bleiben will und den singenden Fisch hört, wurde von Roma Bahn mehr ins Abnorme als voll Marienempfindung gespielt; dies war keine von Güte Erleuchtete, nicht ein Mensch, der die Wirrnisse und Unzulänglichkeit des Triebs im Tiefsten fühlt und davon fort will, vielmehr ein an Blutmangel krankendes Geschöpf.

#### Darsteller- persönlich- keiten

Hermann Bahr sind wir lebhaften Dank schuldig, daß er Briefe *Josef Kainz'*, die *Marie Mautner* liebevoll sammelte, herausgegeben hat (Wien, Rikolaverlag/. Aus diesen Briefen, die von Kainz' Münchener Zeit bis kurz vor seinem Tod datieren und an nahe Freunde, Verwandte und Menschen seines Berufs gerichtet sind, springt, obwohl sie Intimes kaum enthalten, sein ganzes Wesen einem entgegen: eine Flamme der Leidenschaft, weiteste Geistigkeit und ursprünglichste reinstes Gefühl, zu einer Synthese gebracht, in der das Genie beruht. Ein Lebensfeuer, das die Welt mit glühender Intensität, mit sokratischen zärtlicher Liebe ergreift, sublimiert in einem umfassenden Geist, der die Dinge nach allen Richtungen bis in ihre Tiefen zu durchleuchten sucht und stets auf das Wesentliche gerichtet ist. In seinem schönen, von Liebe durchglühten Vorwort spricht Bahr von diesem Kainzschen Geist, »einem Geiste höchster Art, der unerbittlichen, der nichts verschonenden, der alles zerstörenden, einem nihilistischen Geiste, der dann aber selbst vor dem Nichts . . . noch ebenso wenig Respekt hat, auch da nicht Halt macht, auch an dem Zweifel selbst noch zweifelte«. Denn »in diesem allgemeinen Nichts stecke noch etwas, das wir ja zuweilen auch ganz deutlich in der Ferne klingen hören, ja mitunter hell aufleuchten zu sehen meinen«. So war dieses Kainzsche Wesen, das alle Furchtbarkeit der Welt bis zu ihrer Verzerrung in die lächerliche Grotteske durchlebte (er konnte dann im Spiel tolle selbstironisierende Gesichter schneiden) und doch in einer rastlosen Sehnsucht auf den fernen Klang dahinter lauschte. Dieser ferne

Ton, mit der Seele vernommen und sie formend, hatte sich diese Gestalt aus Körper gewordenem Rhythmus, diesen jedem, der ihn einmal vernahm, unvergeßlichen, Sinnen und Seele schmerzlich aufwühlenden hellen Klang der Stimme, dies schmale, ungeheuer bewegte Gesicht mit den transparenten Zügen, dem Mund voll leidender Ironieen, den unirdisch brennenden und so warmen Augen geschaffen. Ich sehe ihn vor mir als Richard II., den er im Jahr seines Todes hier spielte, sehe seine, in einem schon in Verzückung gewandelten Schmerz erhobenen Hände: ein Mensch, der diese Welt weit hinter sich zurückließ, der alle ihre Leidensmöglichkeiten schon erschöpft hat, und dem, in seiner letzten Einsamkeit, nun unverrückbar ein Licht vor Augen steht, das ferne Licht von dort her, das seine ganze Gestalt erfüllt, sichtbar um ihn ist wie ein Schein. Bahr erzählt, wie Kainz Nächte lang weltvergessen über Hamlet philosophieren konnte, in dem er sich wie in keiner andern Rolle entlud, und den man unwillkürlich auch stets mit seinen Zügen sieht. Das Stürmische seines Wesens begnügte sich nicht mit dem Schaffen des Schauspielers, seine Briefe zeugen von der Glut der Seele und des Geistes, mit der er, aus erschöpfender Darstellertätigkeit heraus, als Dichter, Übersetzer, Maler, Photograph tätig war, sich in zahlreiche Gebiete des Wissens versenkte. Es war, sehr entgegen der Vielseitigkeit des Dilettanten, die aus einem oberflächlichen, im Grund unproduktiven Herangehen an die Dinge stammt, eine Vielheit aus der Einheit einer Schöpferkraft, immer in das Wesen zielend. Und wie ist alles durchtränkt von Menschlichkeit, die aus der warmen Freude am Kleinen und Kleinsten, dem liebevollen Sinn für menschliche Komik, aus der Inbrunst, Zartheit und Güte des Gefühls in allen Beziehungen zu Menschen hervorleuchtet. Ein paar schöne Radierungen von Kainz aus der Hand Marie Mautners und seine schöne Selbstaufnahme als Carlos schmücken das Buch, das ein willkommenes Dokument für alle sein wird, die diesen, in seiner Wesensart unvergleichlichen, Künstler liebten.

Unter dem lustigen Titel *Meine sämtlichen Werke* /Berlin, Ernst Rowohlt/ hat Leo Slezak einen Band Erinnerungen aus seiner Bühnentätigkeit erscheinen lassen, die in loser Form Anekdotisches geben. Ein in seiner anspruchslosen Art erfreuendes Buch. Denn es spricht daraus ein ganzer Mensch, voll Herzengüte, Aufrichtigkeit und Naivetät, einer

der so viel klugen Abstand zu sich selber und so viel innere Bescheidenheit hat, um seine eigene Umgrenzung zu erkennen und sie mit bezwingendem Humor zu verspotten. Diese Darstellung seiner Tenorhaftigkeit hat etwas Rührendes und bezeugt gerade die Echtheit seines Künstlertums, die auch aus dem gar nicht starmäßigen, liebender Verehrung vollen Aufsehen zu den großen Musikern, denen er in seinem Leben begegnet ist, zu Mahler und Toscanini, hervorsieht. Dabei sind die absichtslosen Geschichten so voll Leben und in ihrem unwiderstehlichen Humor mit einem solchen Sinn für Charakteristisches erzählt, daß man trotz der Einstellung auf persönliche Erlebnisse ein anschauliches Bild der Dinge bekommt; so vor allem bei dem Thema Amerikanisches Kunstleben. Ein paar belustigende Photographieen sind dem Buch, dem man gut sein muß, beigegeben.

**Totenliste** Der Präsident des Deutschen Bühnenvereins *Jochim Gans Edler Herr zu Pullitz* ist am 10. März in Stuttgart nach einer Darmoperation gestorben. Er ist fast 62 Jahre alt geworden. Der Sohn des Schweriner und spätern Karlsruher Intendanten Gustav zu Pullitz war ursprünglich Offizier und wurde von der Kriegsakademie fort zu allgemeinem Befremden zum Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters berufen. Aber der neue Leiter, der von L'Arronge und Paul Lindau gleich sehr günstig beurteilt wurde, setzte sich sofort mit leidenschaftlicher Energie und starkem Kunstwillen für eine modern gerichtete freiheitliche Erneuerung des Schauspiels und der Oper ein, die er unter oft schweren Kämpfen in den Jahrzehnten seiner Intendantenlaufbahn durchgeführt hat. Er war ein eifriger Förderer neuer Männer; gleich im Beginn seiner Tätigkeit setzte er die Aufführung von Hanneles Himmelfahrt und des in Berlin verbotenen Talismans durch: ein aufsehenerregendes Wagnis für den Leiter einer Hofbühne. Kurz vor seinem Weggang brachte er Wedekinds Stücke heraus, er gab einen Ibsenzyklus und veranstaltete die Uraufführung von Björnsons Über unsere Kraft. Auch in der Oper, die er mit ganz besonderer Liebe pflegte, hat er Neuland erschlossen, indem er die Opernregie künstlerisch erneuerte. Wertvolle Mitarbeiter für Schauspiel und Oper wurden ihm die von ihm nach Stuttgart berufenen Wilhelm von Scholz und Max von Schillings. Eine hervorragende Gabe besaß Pullitz

für die Auffindung von Begabungen, die er mit Liebe und Unbeirrbarkeit förderte. Wir ganz besonders sind ihm Dank schuldig, denn von ihm kam Helene Wildbrunn zu uns, auch Sigrid Onegin hat er herangezogen. 'Putlitz' gegen heftigen Widerstand siegreicher Initiative verdankt Stuttgart den Bau der beiden Hoftheater an Stelle des durch Brand zerstörten, die 1912 eröffnet wurden; die Tätigkeit in Schauspiel und Oper konnte seitdem verdoppelt werden. Als die politische Umwälzung im November 1918 ihn zum Rücktritt bewog, widmete sich Putlitz mit seiner ganzen Energie der Arbeit im Deutschen Bühnenverein. Zu ihm, dessen soziales Gefühl in seinem ganzen Wirken zutage trat, hatten Direktoren wie Schauspieler Vertrauen. Sein impulsives Temperament, seine bis zum Despotismus kämpferische Energie, seine rücksichtslose Offenheit, die warme Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft seines Wesens kennzeichneten sein Wirken für die deutsche Bühne, das reich an Früchten gewesen ist.

Im April starb 47jährig der Intendant der Vereinigten städtischen Theater in Kiel *Max Alberty*, der schon am Dresdener Alberttheater als Dramaturg, Regisseur, Schauspieler und Direktor sehr glücklich tätig war. In Kiel hat er gute Opern- und Klassikervorstellungen zustande gebracht.

**Kurze Chronik** Die diesjährigen *Münchener Festspiele* werden unter Bruno Walters Leitung als Neuheiten *Händels Acis und Galatea*, *Pergoleses Serva Padrona*, *Schenks Dorfbarbier*, an einem Abend vereinigt, im Residenztheater, ferner im Nationaltheater *Webers Euryanthe* bringen. Nach Schluß der Festspiele tritt Walter von seinem Posten als Generalintendant der Münchener Oper zurück. Der Verlust für München, das Walter eine Glanzperiode der Oper verdankt, ist unabwehrbar.  $\diamond$  Musikalische Kammerspiele nennt sich eine in Bildung begriffene Gesellschaft zur Pflege des *deutschen Singspiels*, die besonders die unter *Erich Fischer* gegebenen musikalischen Komödien (siehe diese Rundschau, 1921 I, Seite 371) weiter fördern will. In Mittel- und kleinen Städten sollen neu zu gründende Ensembles Singspiel- und Spieloperaufführungen veranstalten.  $\diamond$  Der Regisseur der Berliner Volksbühne *Jürgen Fehling*, dem diese ihre besten neuen Leistungen verdankt, tritt im Herbst in das Staatliche Schauspielhaus ein. Sein Nachfolger in der Volksbühne ist *Richard Révy*.

## KULTUR

### Kunstgewerbe / Adolf Behne

**Farbige Fassaden** Bruno Taut macht in Magdeburg den sehr wertvollen und wichtigen Versuch die Farbe zur künstlerischen Gestaltung des Straßenbilds heranzuziehen. Es handelt sich zunächst um etwa ein Dutzend farbig angestrichener älterer Wohn- und Geschäftshäuser, denen nach einem Entwurf *Karl Völkers / Halle/* das alte Rathaus folgen soll. Über den radikalsten dieser Versuche; die Hauswand *Oskar Fischers* in Magdeburg, wurde in dieser Rundschau (1921 II, Seite 1077 ff.) schon ausführlich berichtet. In Leipzig wird *Franz Nietzsche* die Fassade des Schauspielhauses in Rosa, Focker und Grau bemalen. Das bisher vorliegende Material legt nun den Schluß nahe, daß das gestellte Problem durch ein farbiges Anstreichen konventioneller Renaissancefassaden nicht zu lösen ist. Unser Gefühl sträubt sich bald gegen diese äußerlich bleibende Verbindung von Form und Farbe, gegen die etwas künstlich wirkende Belebung alltäglicher Nüchternheit, die doch nun einmal echterer Ausdruck der hier lebenden Menschen ist als die vergnügte Buntheit. Die Nüchternheit zog sich mit der Gips- und Pseudorenaissance ein erstes Maskenkostüm an. Wäre es nun nicht richtiger dieses abzutragen als ein zweites maleirisches noch darüber zu ziehen? Eine schlimme Normaluhr im Jugendstil sucht Taut ästhetisch durch eine bunte Übermalung im Stil der Novembergruppe unschädlich zu machen, wodurch ein bisher unbeachtetes Requisit erst auffällig und nicht besser wurde. Die neue Malerei hat unser Gewissen für den organischen Zusammenhang von Form und Farbe zu sehr geschärft, als daß wir an einer Farbigkeit um jeden Preis noch künstlerischen Genuß haben könnten. Zudem hat der Anstrich auf der gebauten Wand etwas Undelikates, Weichliches, Öliges. Das Problem der Farbe in der Außenarchitektur, das gewiß von großer Bedeutung für die Zukunft ist, kann sicherlich nur durch die Verwendung verschieden farbiger Baumaterialien gelöst werden, zumindest in der Großstadt. Wenn die Farbigkeit der Tautschen Siedlungshäuser in *Falkenberg* frisch und künstlerisch überzeugend wirkt, beweist das, daß tatsächlich die Voraussetzungen für Siedlung und Großstadt andere sind. Ansätze für eine mögliche Farbwirkung von Großstadthäusern zeigen am besten manche stark von Reklameschildern be-

deckte Hauswände. Recht gut wirkt in Stuttgart ein von Paul Bonatz farbig bestimmtes Haus, das in schwarzem und dunkelgrünem Putz klar abgesetzt ist. In Magdeburg scheint mir das beste Beispiel von "farbiger Architektur" ein Speicher in der Werftstraße, der, offenbar ohne jede künstlerische Beratung entstanden, in dem harten, klaren und schlagenden Gegensatz der leuchtend hellen Mauerfläche und der tief rotbraunen, über einander gestellten Türen prachtvoll wirkt. Er hat etwas von der Lebendigkeit unserer Zeit, die aus der Arbeit und ihren Notwendigkeiten kommt und das Helle, Bestimmte und Einfache höher schätzt als alles Künstliche. Auch glaube ich, daß wichtiger als farbige Harmonieen für den künstlerischen Ausdruck der modernen Stadt die stärkste Steigerung des Lichts wäre. Wir wehren uns gegen Stimmungen, lieben die helle, klare, lichte Scheibe der Fenster mehr als alle Kunstverglasungen, die das Licht bekämpfen. Nur als Steigerung der Frische könnten wir uns eine teilweise Farbigkeit von Fenstern denken. Als Beispiel kann die schöne farbige Aufteilung der Atelierwand in den Ausstellungsräumen der Kornscheuer dienen, die Oskar Fischer durchgeführt hat. Sie vermeidet die Gefahr der "Stimmung" mit großem Takt.

Natürlich ist, das sei ausdrücklich betont, der von Taut gewagte Versuch verdienstvoll, und die künstlerischen Einwände speziell gegen den bunten Fassadenanstrich haben nichts gemein mit den Einwänden banausischer Farbfeinde, die dem neuen Stadtbaurat das Arbeiten erschweren möchten. Es ist selbstverständlich, daß wir dem künstlerischen Wirken eines Bruno Taut stets nach Kräften Raum schaffen müssen. Aber es ist wohl ebenso selbstverständlich, daß wir das Geleistete vorurteilslos beurteilen. Es ist allerdings bemerkenswert, daß unsere Kritiker im allgemeinen nicht die jeweilige Leistung sondern den Urheber "besprechen". Sie sind für X oder gegen X. Im ersten Fall sind alle seine Arbeiten gut, im andern Fall alle schlecht. Der Kritiker, der die Arbeit beurteilt, ist den Zutunigenossen ebenso seltsam wie den Künstlern.

Der Stadtbaurat Gedtschold in Glauchau will eine Ausstellung Die Farbe in der Architektur veranstalten, die für die modernen Bestrebungen wirken soll die Farbe wieder in die Architektur einzuführen. Die Ausstellung soll Abteilungen für Entwürfe und schon ausgeführte farbige Bauwerke enthalten, und

zwar auch mit Berücksichtigung der alten Bauten, und ferner eine technische Abteilung und eine Ausstellung der Werkstelle für Farbkunde in Dresden. Bruno Taut will sie später als Wanderausstellung durch ganz Deutschland gehen lassen.

#### Baukultur

Die 1913 von Peter Behrens in Petersburg aufgeführte *Deutsche Botschaft* soll demnächst wieder in Benutzung genommen werden. Das Haus ist in den ersten Kriegsmonaten gründlich zerstört worden, bedarf also einer eingreifenden Reparatur. Von Anfang an war der Bau dem russischen Gefühl fremd, ja widerwärtig. Seine neudeutsche Wucht, seine ungefüge Schwere und Massigkeit passen allerdings schlecht zu den feinen, wundervoll proportionierten Bauten des Petersburger Empire, in denen der Russe besonders wertvolle Proben seiner Baukultur verehrt. Es ist zu wünschen, daß man nicht aus Prestigegründen den alten Zustand "erst recht" und "nun gerade" wiederherstelle sondern aus der Geschichte dieses Baus lerne. Zu wünschen wäre auch, daß bei uns das Gefühl für die menschliche Bedeutung von Bauformen noch so lebendig und ursprünglich wäre wie in Rußland. Leider aber erlebt man bei uns immer wieder, daß es den Menschen vollkommen gleich ist, von welchen Wänden sie umgeben sind, in welchen Räumen sie sich aufhalten.

Einer der peinlichsten Beweise hierfür ist das *Gewerkschaftshaus* am Engelfufer in Berlin. Fassade: Kirche oder gotische Burg. Säle: Louis XIV. Hoffentlich hat sich seit diesem schlimmen Bau das Gefühl für künstlerische Verantwortung doch so verfeinert, daß wir dem an der Ecke der Wall- und Inselstraße geplanten neuen Berliner Gewerkschaftshaus mit Hoffnungen entgegensehen dürfen. Der Entwurf ist Max Taut übertragen worden, zu dessen Klugheit und Festigkeit man Vertrauen haben kann. Berlin, Hamburg, Leipzig: 3 Gewerkschaftsbauten, die den schlechten untern Durchschnitt der bürgerlichen Bauerei mitmachen. Hoffentlich gelingt es dem Zusammenarbeiten Max Tauts mit den Gewerkschaftsführern endlich die neue Form für die neue Aufgabe zu finden. Hinzuweisen wäre auf das Vorbild der holländischen Genossen, die sich für ihre Aufgaben den stärksten und modernsten Architekten des Landes wählten: Berlage; ebenso auf das Beispiel der *Maison du Peuple* in Brüssel.

**Tagungen** Im Januar dieses Jahres tagte ein Kongreß für *moderne Kunst* in Antwerpen.

Der belgische Architekt Alfons Francken veröffentlicht in dem, von diesem Kongreß herausgegebenen Heft Korte Inhoud der Lezingen den Entwurf zu einer Straßenkomposition, das heißt zu einer einheitlichen rhythmischen Gliederung einer Straßenwand. 2 schmale, 5stöckige Haustypen alternieren. Jedes Stockwerk, von 2 Fenstern Breite, hat vor dem schmalern Fenster einen Balkon. Das breitere ist ebenso weit zu einem Erker vorgezogen. Über diesem Erker liegt der Balkon des folgenden Geschosses, und ebenso über dem untern Balkon der obere Erker. Ähnlich stößt Balkon an Erker des Nachbarhauses und umgekehrt. Ein Hineinsehen in die Nachbarwohnung ist unmöglich gemacht durch Schließung des Erkers an der betreffenden Seite. Der Erfolg ist eine sehr lebhaft plastische Gliederung der Straßenzeile. Von den Vorträgen des Kongresses seien erwähnt: der Robert van't Hoff's /Holland/ über Baukunst, der Stan Leurs /Antwerpen/ über Nationalismus und Internationalismus in der Architektur und der des in Holland lebenden Ungarn V. Huszar über moderne angewandte Kunst. Durch alle Äußerungen des Kongresses ging der Gedanke, daß der Künstler eine politische und soziale Verantwortung habe. Herman Vos /Antwerpen/ sprach über Politik und ihre Beziehung zur Kunst.

**Kurze Chronik** Der Reichskunstwart Edwin Redslob hielt in Hannover einen Vortrag über künstlerisches und handwerkliches Können. Danach beschloß eine Reihe von Vereinigungen: der Reichsverband des deutschen Handwerks, der Deutsche Werkbund, der Bund der Kunstgewerbevereine und der Bund für Heimatschutz, zusammen mit dem Reichskunstwart eine Arbeitsgemeinschaft für *Handwerkskultur* zu gründen, die die Aufgabe haben soll die Öffentlichkeit zur Beurteilung und Würdigung handwerklicher Qualitätsarbeit zu erziehen. ◊ Die Forschungsgesellschaft für *wirtschaftlichen Baubetrieb* in Berlin ist dem Konkurrenzneid ihrer Geldgeber zum Opfer gefallen. Diese erklären, daß sie die nötigen Mittel für die Fortführung der Arbeiten nicht mehr beschaffen können. In Wahrheit wollte keine Gruppe der andern ihre Erfolgsgeheimnisse mitteilen. Die von der Gesellschaft geplante wichtige Arbeit wird nun hoffentlich der Verband

sozialisierter Baubetriebe übernehmen, der dem Problem von Anfang an seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. ◊ Man erörtert in Athen und London den Plan auf der Athener Akropolis den *Parthenontempel* wiederaufzubauen. Bekanntlich befinden sich seit dem Raubzug Lord Elgins die Hauptskulpturstücke, die man von dem Tempel besitzt: die Marmorbildwerke der Giebel, Frieze und Metopen, im Britischen Museum. Die englischen Sachverständigen sind über das Problem des Parthenonaufbaus sehr geteilter Meinung. Ernest Gardner und John Penoyre haben sich anerkennend über die Wiederherstellungsarbeiten der griechischen Regierung am Erechtheion und den Propyläen der Akropolis ausgesprochen und halten deshalb auch den Parthenonaufbau für ausführbar. Theodor Fyfe äußert sich im Organ des Königlichen Instituts britischer Architekten im entgegengesetzten Sinn; die Wiederherstellung besonders der Nordhalle des Erechtheions habe sich auf eine große Zahl in den Trümmern aufgefundener Quadern und Architekturteile stützen können, während man sich beim Parthenon über so wichtige Fragen wie die Konstruktion des Innern und seine Beleuchtung ganz unklar sei.

**Literatur** Die Probleme des Wohnungsbaus und des Siedlungswesens finden in der, von Walter Curt Behrendt herausgegebenen Zeitschrift *Die Volkswohnung* /Berlin, Wilhelm Ernst/ in allen ihren wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Verzweigungen eine klare, umsichtige und sachliche Behandlung. Es seien aus den letzten Heften des 4. Jahrgangs einige besonders wertvolle Beiträge genannt. Das 1. Heft brachte Heinrich Tessenows neue Kleinhauussiedelung bei Pößneck in Thüringen, eine mit feinsten Sorgfalt durchgearbeitete Leistung, das 5. Heft eine ausgezeichnete Übersicht über den Siedlungsbau der Schweiz, Englands, Schwedens, Hollands, Tschechiens. Die große Bedeutung von Geländeaufnahmen aus dem Flugzeug für das Siedlungswesen weist Heinrich Ewald in einem vortrefflich illustrierten Aufsatz des 6. Heftes nach. Wichtig ist, daß »die Aufnahme aus der Luft die Zusammenhänge zwischen Landschaft und Kulturarbeit des Menschen, die Siedlung als Ergebnis von Vorbedingungen zeigt und diese ablesen läßt«. Im Unterschied von der kartographischen Darstellung eines Terrains zeigt das Luftbild dessen volles sinnliches Leben.